

## **Schneewittchen**

**Bródy, Alexander**

**Leipzig, [1896]**

20 Pfennig

0.24 K. W.

30 h

# Universal-Bibliothek

3577

## Schneewittchen. Zisbi Bénob.

Zwei Novellen

von

Alexander Bródy.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen  
von

Max Rothausen.

Leipzig

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch  
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Jede Nummer  
für 20 Pfennig  
überall käuflich

<b>v. Adlersfeld-Ballestrem, Komtesse Käthe.</b> Illustr. Humoresken. Broschirt M. 3.— Gebunden	4.50
— Komtesse Käthe in der Ehe. Illustr. Humoresken. Brosch. M. 3.— Geb.	4.50
— Pension Malepartus. Eine ganz verrückte Ge- schichte. Brosch. M. 3.— Geb.	4.50
— Major fuchs auf Reisen. Der „Pension Male- partus“ and. Teil. Tragikomische Erlebnisse. Br. M. 3.— Geb.	4.50
— Die Falkner vom Falkenhof. Roman. 2 Bände. Brosch. M. 4.— Geb.	5.—
— Die weißen Rosen von Ravensberg. Roman. 2 Bände. Brosch. M. 7.— Geb.	9.—
— Zur Attafke. Novellen. Brosch. M. 4.— Geb.	5.—
— Palazzo Tràn. Roman. Brosch. M. 2.— Geb.	3.—
— Pommery & Greno. Militärhumoresken. Br. 3.— Geb.	4.—
— Trix. Roman. 2 Teile. Brosch. M. 4.— Geb.	5.—
— Djavahir. — Lucifers Träne. Nov. Brosch. 3.— Geb.	4.—
— Diplomaten. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
— Sol und andre Novellen. Brosch.	1.50
— Datura Sanguinea und andre Novellen. Brosch.	1.50
— Um eine Königskrone und andre Novellen. Brosch.	1.50
<b>Allen, Grant, Ein afrikanischer Millionär.</b> Illustr. Brosch. M. 3.— Geb.	4.50
<b>Bernhard, frau fama.</b> Roman. Brosch. M. 6.— Geb.	7.50
— Herrenloses Gut. Roman. Brosch. M. 4.— Geb.	5.—
— Unweiblich. Roman. Brosch. M. 6.— Geb.	7.50
<b>Blüthgen, frau Gräfin.</b> Roman. Brosch. M. 7.— Geb.	9.—
— Henzi u. a. Humoresken. Illustr. Brosch. M. 2.50. Geb.	4.—
<b>v. Boffe, Rose Breiten.</b> Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Brociner, Radu Gleva.</b> Roman. Brosch. M. 6.— Geb.	7.—
<b>Champol, Simones Gatte.</b> Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Cuzzi, 15 Jahre Gefangener des falschen Propheten.</b> Illustrirt. Brosch. M. 5.— Geb.	6.50
<b>Eckstein, Dombrowsky.</b> Roman. Brosch.	5.—
Gebunden in 1 Band M. 6.— In 2 Bände	7.—
<b>Engel, Wand an Wand.</b> Novellen. Brosch. M. 2.— Geb.	2.80
— Ausgewiesen. Novellen. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Girsberger, Lieschen und Luischen. — Der Mutter eigen Heim.</b> Zwei Erzählungen. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Hartenstein, Aus dem Bürgerhause.</b> Novellen. Brosch. M. 2.— Geb.	2.80

# Schneewittchen. Zisbi Bénob.

Zwei Novellen

von

Alexander Bródy.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Mag Rothausen.

---

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



27/121

**UB INNSBRUCK**



+C135295802

## Schneewittchen.

### 1.

„Ich habe Angst vor den schwarzen Mädchen. Sie sind zu schön, zu begehrt. Ihre Augen sind eitel dunkler Glanz, eitel Geheimnis. Nur daß sie ihr eigen Geheimnis nicht kennen, so lange sie Mädchen sind. Sie ahnen es bloß; erst wenn sie Frauen werden, da erschließt es sich in voller Wirklichkeit. Und manche wartet so sehr darauf! Sie sehnen, beeilen sich, zu heiraten, um alles zu wissen, um dieses herrliche Leben in vollen Zügen zu genießen. Alles wollen sie, nur den edelsten Beruf der Frau mögen sie nicht, der ist ihnen peinvoll, gräßlich, weil er den Wuchs, den Teint ruiniert, die Illusion der Männer vernichtet und das schwarze Haar bräunt . . .“

„Von was für schwarzen Mädchen sprichst du?“

„Von jenen, die ich fürchte und dennoch liebe; von jenen, die ich anbetet, die du anbetest, die jeder anbetet. Die Hauptstadt ist voll von ihnen, und um diese Zeit, im Frühling, sind sie so schön, da strahlen die Marmorzüge solche Wärme aus, da ist ihr dunkles Haar so glühend heiß, daß es mich Wunder nimmt, wenn wir Männer ihnen nicht zu Füßen fallen wie Fliegen, die vom Zucker trunken geworden sind . . . Scherz beiseite, ich habe das Gefühl. Zum Glück weiß ich aber, wie ich daran bin; ich mag keine von ihnen. Ich will Schneewittchen haben! Hörst du: Schneewittchen.“

Die Uhr des Nachtcafés wies die vierte Morgenstunde. Alles um die beiden her war müde, erschlaft. Über ihren Häuptern schläfrige Gasflammen; in ihrem Thronessel die

Mumie — so nannte man das Kaffeefränklein — mit halbgeschlossenen Augenlidern und rote Strümpfe strickend. Zwischen den Tischen wurde gesetzt und Wasser gespritzt. Ein betrunkenener Gentleman kam zur Thür herein; er suchte offenbar zu so später Stunde jemand, um mit ihm anzubinden. Die breiten Schultern der beiden jungen Leute erblickend, fand er es für geraten, die Thür bescheiden hinter sich zu schließen und seiner Wege zu gehen.

Sie waren ganz allein in dem großen Café und genossen die echteste Kaffeehausstimmung bis zur Pese. Wie wenn man willenlos und entnerbt das Gefühl hat, mit dem Kaffeehausstuhle verwachsen zu sein, und die mit Coffein gesättigte Luft in die erstarrende Seele dringt und dort die sonderbarsten Störungen hervorruft. Man glaubt zum Beispiel ganz einfach nicht mehr, daß es tagen müsse. Warum auch müßte der Morgen kommen? Weil die Uhr am Polytechnikum es gebietet? Lächerlich! Wie, wenn es der Sonne nun nicht gefällt, aufzugehen, wenn sie es vergessen, wenn sie sich wegen irgend eines technischen Hindernisses verspätet hätte, oder wenn sie einfach nicht mehr könnte! Gewiß, das Planetensystem ist aus den Fugen, es wird nimmer Tag, es bleibt Nacht, immer, immer!

„Der Morgen ist da, man bringt die Zeitungen; gehen wir schlafen!“ sagte der Doktor.

Emerich Balassa, der Ingenieur, wollte noch bleiben.

„Nur ein wenig noch. In dem Dampf des Grogs habe ich Schneewittchen einen Augenblick lang ganz deutlich gesehen.“

„Wie sah es denn aus?“

„Weiß, nicht groß, schlank. In einem Kleide, wie es die Schauspielerinnen in den Lustspielen Kisisaludys zu tragen pflegen. Ohne Wieder, die Büste nicht so berauschend wie die der Brünnetten, aber immerhin so, daß es süß sein muß, das müde Haupt dort ruhen zu lassen. Lichtes, weiches, sanftes Haar, aus der Stirne gekämmt. Ein ganz klein wenig Kofferette in dem mit leichtem Glanz auswärts strebenden Schöpf-

chen, das seine Form noch aus der Zeit hat, da Schneewittchen noch ein kleines Mädchen gewesen und einen kreisrunden Kamm in dem bis zum Nacken reichenden Haare trug.“

„Hm! Vielleicht siehst du gar Schneewittchen als Säugling im Dampfe des Brogs.“

„Alles. Auch ihre Familie ist da.“

„Hört! Hört!“

„Sie wohnen weit von hier, in einem kleinen Dorfe, dem nicht einmal noch der Geist eines Eisenbahn-Konzessions-Spekulanten genah.“

„Schön, und die Familie?“

„Gute, einfache Menschen.“

„Und naive Großgrundbesitzer.“

„Keine Scherze. Dorstantoren, Lehrer, die Töchter reformierter Pastoren.“

„Das ist in der That eine liebenswürdige Species. Ich selbst kannte eine. Sie hatte blaue Augen, wie Kornblumen. Ich wünschte mir stets, daß sie nach Pest verheiratet würde. Sie kochte großartig und konnte bewunderungswürdig hübsch lächeln.“

„Und was wurde aus dem Pastorenfräulein?“

„Pastorenfrau.“

„Und jetzt umschlingt sie ihren Gatten, weich, wie Bittersüß.“

„Was ist das: Bittersüß?“

„Eine Blume.“

Sie mußten schweigen. Die segenden Weiber hatten die beiden Gäste vollständig in Staubwolken eingehüllt. Der Staub zwang die beiden zu husten, ein mutloser Kellner stieß sie mit den Augen förmlich hinaus.

„Du, man jagt uns hinaus.“

„Noch fünf Minuten. Ich sehe Schneewittchen nicht mehr. Aber ich werde nach der Wahren, Lebendigen suchen. Irgend eine, denn ich glaube, daß es ihrer viele giebt. Man muß bloß zur Eisenbahn . . .“

„Thue es!“

„Ich thu' es auch. Warte nur, ich will dir zeigen, daß ich, sie finde, blindlings, mit verbundenen Augen. Ich muß sie finden.“

„Aber dem Eisenbahnkassierer wirst du wohl sagen, wohin du fährst?“

„Nach Siebenbürgen. Dahin zieht mich etwas, ich weiß selbst nicht was, ich habe keine traute Seele dort, ich weiß nur so viel davon, als ich in der Schule gelernt und was mir aus den Phantasmagorien eines Romans von Jósifa im Gedächtnis geblieben.“

Der ermüdete Zahlkellner nahm seine Zuflucht zu dem bekannten Kniff, den die Gilde Gästen von zweifelhafter Zahlungsfähigkeit oder allzu lange Verweilenden gegenüber anzuwenden pflegt. Er meldete sich: „Befehlen zu zahlen?“

Sie hatten zwar nicht befohlen, allein sie zahlten und trollten sich. Draußen war's noch dunkel, die Straße noch stumm. Einige tagsüber niemals sichtbare, sonderbar geformte Tramwaywagen rasselten über den Ring. Die Kerepeserstraße war bis ans Ende finster und ausgestorben. Weit draußen, jenseits des Theaters schaukelte der Wind das draußen vergessene Modell eines Kleiderladens, welches aussah, wie der Leib eines Gehentten.

Mit einemmal regte sich das Dunkel der Straße: eine Herde grau-weißen Schlachtviehes wurde von Fleischergehilfen des Weges daher getrieben. Dumpf und ein wenig kläglich brüllte die sinnlos vorwärts strebende Herde, in blöder Flucht vor den Ochsenziemern der Gehilfen, wenn es auch zur Schlachtbank ging.

Die Luft war feucht und unangenehm kalt; die beiden empfanden Bedauern mit dem traurigen Zug. Ein paar Minuten lang sprachen sie über die Grausamkeit der menschlichen Rasse, dann aber kehrte der Ingenieur wieder auf Schneewittchen zurück.

„Glaube mir, das ist das Klügste: irgendwohin zu gehen, nach einer unbekanntem Gegend und dort irgend ein armes

Mädchen mit biblischem Namen, eine Eva oder Sarah, kennen, lieben zu lernen und zu heiraten . . .“

Sie waren an die Ecke des Großen Rings gelangt. Es dämmerte bereits, der Triumphbogen des Ostbahnhofes war aber noch beleuchtet.

Der Arzt wohnte irgendwo in der Nähe; sie nahmen Abschied voneinander.

„Servus!“

„Servus. Morgen, beim Mittagessen.“

„Zu Mittag!“

Emerich that ein paar Schritte nach rückwärts, der inneren Stadt zu. Da, mit einemmal blieb er stehen und schaute auf seine Uhr. Achtzehn Minuten fehlten zu der Zeit, da der nächste Zug nach Siebenbürgen abgehen sollte.

Er hieß einen Wagen halten, fuhr nach Hause, packte seinen Koffer und schrieb ein paar Visittarten, daß er plötzlich verreisen müsse. Auf die Sekunde genau war er auf dem Bahnhofe und ehe er recht wahrnahm, was er eigentlich gethan, entschwand die Hauptstadt seinen Blicken, als wäre sie überhaupt nicht mehr auf der Welt . . .

---

## 2.

Im Coupé setzte er sich ans Fenster und hatte eine Freude wie ein Schuljunge, der zur Ferienzeit nach Hause reist. Das war so seine Welt, grünes Feld weit und breit, unter der ungeheuren, leuchtenden Himmelskuppel zusammen nicht mehr als ein, zwei Menschen, die irgend eine schlechte Saat aussäen. Von weitem haben sie dieselbe Farbe, wie die Scholle, nur daß sie sich regen. Dann verstreichen etwa fünf Minuten und er sieht nichts Lebendes, keinen Menschen, kein Tier, die Erde ist sich selbst überlassen; sie ist still, ihr reiches Leben braucht jetzt nicht durchwühlt zu werden; sie giebt keine Arbeit, sie prunnt von selber. Nur in der Nähe der Stationen geben die Bewohner der Erde ein Lebenszeichen; die roten Röcke von Kar-

toffeln grabenden, Gemüse begießenden Weibern sind zu sehen. Ihre Köpfe nicht; aus der Ferne scheint es, als küßten sie die Erde.

Er konnte die vollen, süßen Frühlingsbilder nicht länger mit ansehen. Seine Seele empfand etwas wie Ekel vor dieser großen, ihm so ungewöhnlichen Pracht. Er schloß die Augen und schlief lange, in einem Zuge. Abend war's, als er erwachte. Er war allein im Coupé, das Gas brannte bereits über seinem Haupte. Im ersten Momente glaubte er, daß er daheim sei in der Maschinenfabrik. Er rieb sich die Augen, blickte hinaus. Er sah sich in einer Gebirgsgegend, den Zug zwischen Felswänden dahinrollen. Wo mochte er sein? Er brauchte nur auf die Uhr zu blicken, um es sofort zu wissen. Er that es nicht, ihm gefiel der Gedanke, so durch die unbekannte Nacht, durch die unbekannte Welt zu rollen. Ein närrischer Gedanke ging ihm durch den Kopf; wie, wenn der Zug über das Ende seiner Schienen hinausginge und doch nicht stehen bliebe, und in einer andern Welt . . . Ein paar Blitze zuckten draußen: er strengte das Gesicht an, um beim blauen Schein des Blitzes etwas von der Gegend zu erhaschen. Allein außer dem Felsgeröll und den förmlich stereotypen Tannen vermochte er nichts zu sehen.

Jetzt erst blickte er auf die Uhr: in einer Stunde etwa mußte er in Klausenburg sein. Diese Stunde verstrich langsam, ihn froh und hungerte; er empfand Sehnsucht nach Speise und Ruhe in einem guten Hotelbett . . .

Am Tage darauf stand er erfrischt und glücklich auf. Er hatte keinen Blick für die Stadt, mietete sofort einen Wagen und fuhr weiter. Wohin? Vorwärts, Schneewittchen nach. Dem Kutscher hatte er aufs Geratewohl den von der Wandkarte entlehnten Namen irgend eines Dorfes genannt.

Etwa vier Stunden lang mußten sie fahren, bis sie in einen engen, kleinen Thalkessel gelangten, wo eine Gemeinde existieren mußte. Im ersten Moment sah er nicht einmal, was sich vor ihm hinbreitete: ein Fliederwald in der ganzen

Pracht seiner Blüte. Zwischen den Rispen und Büscheln des Flieders sah man nur hier und dort eine Handbreit weißer Mauern blinken, eine kleine Strohrüste, die einem Goldhügel gleich in der Mittagssonne funkelte.

Endlich war man da auf dem elenden kleinen Besitz. Hier im Gebirge gab es dem Anschein nach noch Arbeitszeit; nirgends eine Seele; die ganze Gemeinde gehörte dem in den Gassen umherstreichenden Geflügel, den umherflatternden weißen Schmetterlingen. Das kleine Federvieh, die Legion von Frühjahrsfaltern und die Kinder waren hier die Herren. Aber diese guten alten Kameraden theilten einträchtig die Herrschaft, sie vertrugen sich ganz gut und jedes trieb ungestört sein Geschäft. Die Kinder warfen sich auf den herrlichen Flieder, formten Pferde, Wagen, Puppen, Zelte aus den reichen Büschen, Mädchen und Knaben gemischt, beinahe gleich gekleidet, in farbigen Hemdchen. Einen einzigen Erwachsenen trafen sie unterwegs, einen buckligen, düster aussehenden Bauer, der ihnen den Weg wies.

„Die Schenke ist geschlossen; alles ist auf der Wiese. Gehen Sie zum Herrn Pastor.“

Und sie fuhren geradeswegs nach dem Hof des Hochwürdigen. Emerich Balassa stieg vom Wagen und schritt dem Flur zu.

Hier kam ihm Schneewittchen entgegen.

Sie sah beinahe so aus, wie er sich sie gedacht: das Antlitz milchweiß, die Hand gebräunt. Bis auf vier fünf Sommer sprossen am Kinn und neben dem schmalen Näschen — darauf allein hatte er nicht gerechnet. Und auf daß sie sofort gute Freunde seien, grüßte ihn das Mädchen zuerst, faßte seine Hand und führte ihn ins Haus, damit ihm die Hunde nichts zuleide thun mögen.

Im Hause drin war alles herrlich und mild. An Stelle der Fenster frisch gebrochene duftende Fliederzweige, vom bretternen Plafond hing statt des Lusters ein verziertes Erntedenken herab. Und alles strömte Lavendelduft aus: die



wenigen Möbel, die zu Haus stehenden großen Matrikelbücher; überall dieser einfache, aber feine Duft, das Parfüm der guten Menschen.

Man freute sich sehr des Gastes, aber sein Kommen überraschte niemand. Man empfing ihn mit Freundschaft, mit warmer Liebe, wie einen alten Bekannten; nur die auf dem sonnenbeschienenen Estrich sich wärmende fette Katze warf neidische Blicke auf ihn.

„Warum bist du gekommen, und juist zur Zeit des Mittagseffens? Jetzt werden sie mich sicher vom Tische hinausjagen.“

Während des Essens erfuhr man gegenseitig alles voneinander. Man kam über religiöse Fragen überein, entschied die Ursachen und die Natur des Sturzes einer vielgenannten politischen Persönlichkeit, man sprach von den Russen und diskutirte die Frage, ob der Staatsmann, der jetzt die Geschicke des Landes leitet, als ein großer Mann zu gelten habe. Nach Tisch nickt der alte Geistliche ein. Die Hausfrau verfügte sich hinaus, um die unausschiebbaren Angelegenheiten des Geflügels im Gemüsegarten zu erledigen. Die Kinder eilten zum Ballspiel auf die Wiese.

Sie blieben allein. Das Mädchen setzte sich neben das Fenster an ein altes, schlechtes Harmonium. Ihre Finger sahen genau so aus wie die gebräunten Elfenbeintasten. Sie spielte irgend einen Psalm zu Ehren des Gastes, leise, träumerisch, schlecht. Allein die Mittagssonne schien durch die Fliederblüthe und die weißen Vorhänge hindurch juist auf ihr Haupt. Und da sah sie aus wie die heilige Cäcilie, der man bloß einen kalvinistischen Raphael hätte wünschen können.

Emerich Balassa säumte nicht, und während der alte Pastor nickte, während die fette Katze mit geschlossenen Augen lauschte, erzählte er, wie bitterlich langweilig das Leben dort oben sei, daß er niemand habe, kein Mädchen . . .

Schneewittchen hörte ihn mit Freuden an. Dann erzählte sie von ihrer Lebensweise: „Ich gehe früh zu Bette und stehe früh auf! Arbeit findet sich immer, Langweile empfinde ich

nie. Ich lese gern schöne Bücher, aber es giebt hier solche nicht. Der Unterlehrer verspricht mir immer, daß er welche bringen werde. Der Kantor hat auch den großen Sokal, aber Vater hatte Streit mit ihm . . .“

„So, was machen Sie also den ganzen Tag über?“

„Ich koche gern, ganz besonders das Eingesottene. Wir werden Ihnen zur Pause aufwarten, Maulbeeren und Aprilosen.“

Wie sie diese Worte sprach, so lag darin etwas wie ein Funken von Koletterie. Sie sagte es lächelnd und liebenswürdig. In dem Spiegel dieses Lächelns hätte man sie als Frau sehen mögen, die darauf bedacht ist, daß für den Winter alles vorhanden sei . . . mit der vorgebundenen Schürze, wie sie dem Manne vom süßen Sirup zu kosten giebt.

Jetzt blickte nicht nur der Mann, sondern auch das Mädchen unausgesetzt auf die Thür. Beide äußerten, es dauere zu lange, bis die Hausfrau käme, auch der alte Herr schlafe etwas lange; ob man ihn nicht aufwecken solle?

Leider intervenierte die Katze. Sie wollte mit einem durch das Fenster eindringenden und auf dem Lederdivan kringelnden Sonnenfleck spielen, und dabei kam es, daß sie ein paarmal über den Leib des hochwürdigen Herrn voltigierte; er erwachte. Auch die Hausfrau kam, die Schürze gefüllt mit kleinen gelben Enten. Jetzt begann man von anderen Dingen zu sprechen.

Schneewittchen zeigte Balassa eine Specialität von Syacinthen, die sie in einer ausgehöhlten halben Kohlrübe gesetzt. Die Blume zeigte die herrlichsten Blüten, und auch der lebende Blumentopf sproßte . . .

Die Zeit der Pause kam und auch die des Nachtmahls. Beim Nachteffen wurde Schneewittchen ein wenig ausgemacht: sie aß schon wieder gar nichts. Man klagte, sie wolle überhaupt nichts essen, sie frühstücke nicht, und ihr Sinn gehe stets nur darauf, andere Leute zu mästen. Sie selbst lebe förmlich nur von Citronen und verschlinge wohl auch zwei mitjamt den Schalen. Und gar zur Zeit der grünen Pfirsiche,

da habe sie stets das Fieber . . . sogar unreife Pflaumen verzehre sie ohne Zaudern.

Das Mädchen warf einen bittenden Blick auf den Gast: „Nicht wahr, Sie verurteilen mich wegen dieses großen Verbrechens nicht?“

„Gewiß verurteile ich es nicht.“

Diese kleine Genügsamkeit des Mädchens gefiel ihm sogar sehr, er fand dieselbe amüſant, reizend, schneewittchenhaft. Und abends, als sie sich allesamt in die Mitte des Hofes hinaussetzten, pflückte er eine noch grüne Georgine und bot sie ihr an: „Grüne Blumen essen Sie wohl nicht?“

Sie lachten. Emerich machte insgeheim eine Bemerkung, daß das Lachen dem Schneewittchen nicht sehr gut lieg; es schien, als ob sie ihrem Antlitz zu solcher Zeit Gewalt anthäte. Und für einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn: wie, wenn das nicht das wahre Schneewittchen wäre?

Aber es war Schneewittchen. Man konnte nicht daran zweifeln. Er hatte sie ja auf den ersten Blick erkannt. Es bedurfte nur eines kleinen Zeichens, um ihr den Grund seines Kommens zu verraten. Sie blieben für einige Minuten allein unter dem Maulbeerbaum. Zwischen den winzigen Blättern des schütterten Laubes hindurch zeichnete der Mond ein silbernes Panzerkleid um die Gestalt des Mädchens.

„Wissen Sie, warum ich hierher gekommen?“ fragte Emerich Balassa.

„Ich weiß es.“

„Warum?“

Das Mädchen schwieg.

„Um eine Frau zu holen.“

Schneewittchen neigte das Haupt.

„Wollen Sie die Meine sein? Wollen Sie mir folgen?“

„Ich folge Ihnen.“

„Und Sie fragen nicht, wer ich sei, was ich bin?“

„Nein.“

„Glauben Sie an mich? Glauben Sie, daß wir füreinander

ander bestimmt sind? Glauben Sie, daß mich eine über uns herrschende Macht hierher geleitet?“

Der Überschwang von der „herrschenden Macht“ schien den jungen Mann selbst ein wenig irritiert zu haben. Wie kamen diese Worte auf seine Lippen? Allein er fand nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn das Mädchen antwortete auf seine Frage: „Ich glaube daran.“

Der Mann griff nach der Hand des Mädchens. Diese sügte sich willig, sanft, ehrlich und ohne Koketterie dem Drucke.

Und als die Hausfrau die Seife für die mit dem Morgenrauen beginnende große Wäsche hinausgegeben hatte, waren die beiden einander für immer verlobt. Nur der Fuß fehlte noch; allein Emerich verschob ihn absichtlich für den zweiten Besuch.

---

### 3.

Auch der Dezember kam; Schneewittchen schrieb ihrem Bräutigam, daß das Linnen für die Ausstattung gewoben und genäht sei, daß ihr Vater sie beide in der kleinen holztürmigen Kirche bereits verlobet habe.

Bis jetzt sei das verschoben worden, nun aber könne der Tag der Hochzeit angesetzt werden. Er möge zu Weihnachten kommen, sie erwarte ihn.

Vier Tage vor Weihnachten machte Emerich Balassa sich auf die Reise und er war entschlossen, auch gar nicht früher zurückzukehren, als bis er seine Gattin mitbringen könne. Bis zum neuen Jahr konnte alles erledigt sein. Für diese Zeit hatte er auch eine neue Wohnung gemietet, vom Zänner angefangen hatte die Maschinenfabrik sein Gehalt erhöht, und von den zu Neujahr sich einstellenden Geschenken konnte die fehlende Einrichtung unschwer beschafft werden.

Ohne größere Aufregung trat er die Reise nach der Frau an. Er fuhr jetzt zum viertenmal zu seiner Braut und stellte insgeheim fest, daß er, als er zum erstenmal als Unbekannter

zu ihr gekommen, sicherlich am aufgeregtesten war. Er hatte sie am deutlichsten, am besten gesehen, als er sie noch gar nicht kannte. Jetzt, da der Wagen mit ihm Klausenburg verließ, da sein Blick in die Nacht sich versenkte, war er vergebens bemüht, ihre körperliche Gestalt vor sein Auge zu zaubern. Er vermochte es nicht. Eine körperlose Weiße, ein sanfter, unbestimmter Duft umfloß ihn.

Und jetzt geht er, um diese körperlose Weiße, diesen unbestimmten Duft zu holen.

„O wie schön, wie rein wird dieses Zusammenleben sein!“ dachte er bei sich. Kein Zweifel. Und doch, wie sonderbar, auf wie außerordentliche Art gelangte er zu diesem Leben.

„Nüchternheit giebt es herzlich wenig an der ganzen Sache,“ sprach er zu sich selbst. „Gewiß nicht, das ist ja Liebe,“ sügte er während des weiten Weges hinzu. Und er überließ sich ganz der Selbstanalyse, zu der ihn die harte und unausgesetzte Arbeit und wohl auch seine ganze Veranlagung nur selten veranlaßten.

Der Weg war so langweilig, so endlos. Er mußte in der ungeheuren Stille mit sich selbst sprechen. Wenn er zu mindest einen Wagen benützt hätte, da würde er das Knirschen der Räder hören.

Sein Schlitten glitt lautlos über den noch frischen Winterschnee. Die Pferde bedurften des Zuspruches nicht, der Kutischer schlummerte ein wenig. Nichts war wach um sie, nicht einmal die Bäume, auch die Hügel nicht und selbst nicht der Himmel. Auf allem lag Todeskälte, trostlose, ewig scheinende Stummheit. Der Schnee beleuchtete den Himmel, und der Schneeglanz verlor sich im Dunkel des Firmaments.

Der Pelz ließ nur Emerichs Augen frei, allein er hatte nichts damit zu schauen. Selbst die Krähen, die solche Stimmungsbilder lieben, auch sie zeigten sich nirgends.

Langsam verschwand auch die Wagenspur. Seitdem der neue Schnee gefallen, war niemand des Weges gekommen. Sie selbst mußten sich den Pfad bahnen. Ein Glück, daß der

Kutscher noch immer nickte und daß die Pferde vollständig ihrem eigenen Instinkte überlassen waren. Bei einer schärferen Wegbiegung jedoch erwachte der Kutscher, und von diesem Augenblicke an bestand die Gefahr, daß sie bald rechts, bald links umwerfen würden.

Mit einem Mal verschwanden auch die Unebenheiten der Straße. Sie glitten über ein herrliches weiches Schneefeld dahin. Der Kutscher kratzte sich hinter den Ohren: „Hm! Sch glaube, es passiert etwas Unangenehmes.“

Und es kam etwas Unangenehmes, aber erst später. Ohne jedes vorhergegangene Anzeichen tobte plötzlich aus der schwarzen Nacht der weiße Schneesturm hervor.

Alles wurde weiß: Himmel, Erde, Luft. In einem Augenblicke war jede Spur verschwunden, allein selbst wenn sie geblieben wäre, man hätte bei dem blendenden Lichte nichts davon sehen können.

Der Kutscher lehrte die Pferde gegen den Wind. Diese widerstanden nicht, sie froren, schienen die ganze Geschichte satt bekommen zu haben, ihnen war es gleichgültig, was nun geschah. „Jóska“ — so hieß ihr Venter — ist ein praktischer Mensch, er wird schon acht geben.

„Wir fahren spazieren,“ sagte Jóska.

„Fahren wir zurück?“

„Das thun wir. Belieben Sie nicht etwa, ein Streichhölzchen zu besitzen?“

Der Kutscher war nämlich nicht imstande, seine Pfeife anzuzünden und das irritierte ihn ungeheuer. Wenn ihm die Pfeife nicht im Munde hing, da war er zur Nachtzeit rettungslos verloren, er mußte einschlafen. Auch jetzt kämpfte er vergebens gegen den Schlaf und er mußte fortwährend geweckt werden.

Sie fuhren kreuz und quer, ob vorwärts oder zurück, niemand wußte es mehr. Die Pferde hatten ihre Orientierungsgabe vollständig verloren und sie schienen der Ansicht, es sei das beste, stehen zu bleiben. Der Kutscher versetzte ihnen einige

tüchtige Hiebe und nun ging es mit rasender Schnelligkeit dem Schneesturm entgegen. Der Bräutigam hatte das Gefühl, als sei dies gar keine Schlittensfahrt mehr, sondern ein schwindelndes Fallen ins Unendliche. An Leib und Seele erschlaft, schloß er die Augen und die Kapuze des Pelzes über den Kopf ziehend, inmitten der Gefahr zwang er sich dazu, die Gestalt seiner Braut vor seine Augen zu zaubern. Er wollte ihre Lippen sehen und die Innerlichkeit ihres Kusses fühlen.

Und er begann sie zu sehen, zu fühlen. Sie setzte sich in seinen Schoß, umfing ihn mit beiden Armen, wie mit zwei Flügeln.

Jedes Anzeichen wies darauf hin, daß auch die Pferde zu glauben begannen, sie würden allesamt hier erfrieren. Der Schneesturm wird immer heftiger, die Kälte immer grausamer. Nirgends eine Gemeinde, nirgends eine Tanya, nicht einmal eine Höhle. Sie waren nicht nur in eine unbekannte Gegend, sie waren in eine vollständig fremde Welt geraten.

„Das ist das Ende der Welt,“ brummte der Rutscher und schlummerte weiter. Nun interessierte ihn die Sache gar nicht mehr. Er überließ alles den Pferden und dem Schicksale.

Der Herr selbst mußte die Zügel in die Hand nehmen, und so glitten und schaukelten sie dahin über glatte Felder zwischen schmalen Baumalleen, über Hügel und Berge, durch Thäler in einer immer gleichen, unveränderlichen Weise, die schrecklicher war als die Finsternis.

Endlich stießen sie auf etwas Leben. Ein Soldat lag erfroren im Schnee, und zwei Krähen sah man, die an der kupfernen Kappenrosette des armen erfrorenen Burschen herumkratzten. Allein die für die Feiertage angefertigte vorschriftswidrige Milke war dem armen Burschen an den Schädel gefroren; die beiden Vögel plagten sich umsonst, sie brachten sie nicht von der Stelle.

Balassa stieg mit dem Rutscher ab und besichtigte den Leichnam, der nicht mehr Leben barg als der Schnee, der ihn bis zum Kinn einhüllte.

Sie verjagten die Krähen von der Loketten kleinen Mütze des Soldaten; mehr konnten sie für ihn nicht thun.

Sie hätten ihn gern auf den Schlitten geladen, allein die Pferde, welche der Ansicht schienen, daß all dies keinen Zweck habe, schlugen aus, und es gelang darum absolut nicht, den armen Rekruten aufzuladen. So fuhren sie denn weiter, kreuz und quer in vollständiger Verwirrung bezüglich des Ortes und der Zeit. Sie wußten nicht, ob es Nacht sei oder Morgen, ob schon der nächste oder gar der dritte Tag angebrochen war, ob Tage oder Stunden vergangen seien.

Der Kutscher wollte über die Zeit keine Ansicht äußern; ein Blick auf die Uhr war unmöglich.

Spät mochte es sein, über die Dämmerung hinaus, die Pferde wollten nicht und waren auch nicht imstande, auch nur einen Schritt weiter zu thun.

Emerich Balassa verließ den Schlitten und eilte, so gut er es in dem schweren langen Pelz vermochte, vorwärts; immer vorwärts. Sobald er sich sehr erschöpft, sehr schläfrig fühlte, begann er erst recht zu laufen und lief, lief unausgesetzt. Nie und da blickte er zurück, ob ihm der Schlitten folge. Er konnte nichts wahrnehmen, nur einen unbestimmbaren schwarzen Fleck, der eine gute Weile hin- und herschwankte und dann plötzlich stehen blieb. Er wurde unbeweglich, klein und immer kleiner und dann verschwand er ganz.

Der Gedanke, daß er wie jener kleine dunkle Punkt aus dem Leben verschwinden müsse, wenn er nicht fliehe, gab seiner gesunkenen Körperkraft und seiner Energie frische Flügel. Er lief, stürzte, ruhte einen Augenblick und lief wieder.

Ihm war's, als ob in seiner Seele die Gestalt Schneewittchens lichter und bei jedem Schritte lichter würde. Und doch war dieses Licht nur mehr von der Außenwelt gespendet, es gehörte dem Morgen und wurde immer größer, immer intensiver, bis es sich vor ihm ausbreitete wie ein ungeheurer, unübersehbarer, großer weißer Papierbogen.

Die Sonne bestrahlte plötzlich wieder das um ihn sich hin-



breitende jungfräuliche Schneefeld. Seine Augen wurden einen Moment lang geblendet, als er wieder zu sehen begann: ein weiter Eispiegel blickte ihm entgegen. Eine ungeheurere Schlittschuhbahn, auf welcher ein paar Emmerlinge und eine Ackerlerche dahinschossen, um die Wette mit einem Fräulein.

Jenseits am Ufer brannte Schilf, bei dessen Glut eine alte Bauernfrau sich wärmte und bald rumänisch, bald ungarisch dem schlittschuhlaufenden Fräulein zukreischte, sie möge doch acht geben und — Jesus Maria! — nicht so rasch laufen.

Das Mädchen flog nur um so schneller dahin. Ihre Gestalt war jetzt nur mehr in dunklen Umrissen auf dem silbernen Felde, weit, weit, wahrzunehmen. Allein, ein paar Augenblicke später gewann die Gestalt wieder Farbe, sie leuchtete förmlich auf der Bahn und beglänzte das Eis, den Schnee, die ganze Welt.

Am Rande der Eisdecke blieb das Mädchen stehen. Wegen des Leuchtens des Schnees und des Eisspiegels legte sie die Hand über die Augen, so blickte sie zu Emerich Balassa empor. Sie staunten einander an, wie zwei Kinder. Wie eine wunderbare Erscheinung, so überraschte sie der gegenseitige Anblick.

Das Mädchen war aber auch wirklich eine solche Erscheinung, ein Phänomen, rätselhaft, unfaßbar. Wie war sie hieher geraten, in diese verlassene, wilde Gegend? Wer ist sie? Was ist sie? Schien sie doch wie eine in voller Pracht blühende Nelke, die am Hange eines Eisberges allein blüht.

Eine Sekunde lang blickten sie so einander an, dann begannen beide zu lächeln. Der Mann grüßte, das Mädchen nickte Dank, dann ließ sie ihn plötzlich stehen und mit den geflügelten Begleitern um die Wette glitt sie über die Eisfläche. Ihre Gestalt verschwand wieder in der Ferne und nur ihr rötlichem Erz ähnliches Haar leuchtete, eine goldene Garbe auf der dunklen Eisfläche ziehend. Mit einem Mal verschwand sie hinter einem weißen Gebüsch und kam nicht zum Vorschein, die alte Frau mochte rufen, so lange sie wollte.

„So, So, wohin läufst du? Komm zurück!“

In der krystallklaren Luft wurde, man konnte nicht wissen woher, ein Lachen hörbar.

Die alte Frau erhob sich von der wärmenden Glut und blickte verzweifelt, zornig auf den Mann: „Du hast sie verjagt!“ sagte sie in rumänischer Sprache.

„Ich?“

Dieses Wort, die eigene Stimme, erweckte Emerich Balassa endlich. Sein von der furchtbaren Müdigkeit erschöpftes Selbstbewußtsein kräftigte sich wieder. Er fühlte, daß er auf die Güte anderer angewiesen sei, wenn er nicht zu Grunde gehen wollte.

Er fühlte sich zum Sterben wohl, sein Kopf war erfüllt von angenehmen Träumen.

Er bat um die Erlaubnis, sich ans Feuer setzen zu dürfen und half dann der verzweifeltsten alten Frau rufen: „So, So!“

Langsam, nekend näherte sich endlich So und auch sie kam ans Ufer, um sich zu wärmen. Die alte Frau schnallte ihr die Schlittschuhe ab, hüllte ihr die Füße und den schlanken Leib in wärmende Tücher, so daß nur das volle, aber feine Antlitz sichtbar blieb.

Sie preßte die Lippen aufeinander, um nicht hell aufzulachen. Im nächsten Augenblicke schon zeigte sie Trauer, Schrecken; der fremde Mann hatte plötzlich die Augen geschlossen und war so weiß geworden, wie der Schnee, auf den sein Haupt schwer niedersank.

Sie beugte sich zu ihm nieder und rief ihm rumänisch zu: „Was fehlt dir?“

Die alte Frau schrie auf; Emerich Balassa öffnete die Augen und sagte matt: „Nichts, müde bin ich.“

„Wer bist du?“

„Ein Bräutigam.“

„Wohin willst du?“

„Zur Hochzeit.“

„Woher kommst du?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was suchst du hier?“

„Ich verirrte mich.“

Er sprach leise, förmlich im Traume. Das Mädchen begann zu weinen, die alte Frau nahm dem träumenden Manne den Hut vom Haupte.

„Ein schöner Mann,“ sagte sie.

Auch die Augen des Mädchens hafteten auf dem jetzt bereits im Fieber brennenden Haupte und sie fügte dem, was die alte Frau gesagt, hinzu: „Und ein guter Mensch!“

Eine Minute lang vergaßen sie die Gefahr, nur als der Mann ihre Fragen nicht mehr beantworten wollte, erschrafen sie aufs neue.

„Lauf um den Alten,“ sagte So, „ich will inzwischen acht geben!“

Und sie hatte so sehr acht auf ihn, daß sie den Kopf des schlafenden Mannes in ihrem Schoße bettete und ihr Antlitz an seine Brust preßte, um zu hören, ob sein Herz noch schlage.

Es schlug noch, ja es schlug sogar viel zu schnell. Er öffnete die Augen und sein Blick fiel auf das Mädchen.

„Und wer bist du?“ fragte er.

„So Bannai!“ erwiderte das Mädchen.

„Du bist mein!“

„Ja, ich bin es. Aber ich erlaube dir nicht, die Augen zu schließen, ich will, daß du mich sehest. Hörst du! Mich sollst du sehen. Ich will es!“

Ein sonderbarer Mensch kam: Antlitz und Haare hatten eine und dieselbe Farbe; nicht blond, sondern ganz gelb. Ein Mann, der sehr alt oder auch sehr jung sein konnte, der so hustete wie jeder Provinzdoctor, der aber noch schlechter ge- launt war, als Kreisärzte es in der Regel zu sein pflegen. Reisend schleppte er den armen, bewußtlosen Mann auf einen mit Eseln bespannten Wagen, dann sagte er zu So: „Steig auf, Mädchen, halt ihm den Kopf, damit ihm der Schragen nicht weh thue, denn der Schragen ist lose.“

Der gelbe Mann trieb selbst die beiden zerzausten, trau-

rigen, man hätte sagen mögen, diese Lumpen von Bergeseln an. Einmal oder das andere Mal wandte er sich zurück: „Ist er noch nicht tot? Horch auf seines Herzens Schlag. Wetter übereinander, was fehlt dir denn, greif ihm unters Hemde, an die bloße Brust.“

Und So gehorchte; sie befühlte an der Brust des Mannes die Stelle, wo das Herz pochen mußte, sie fand, fühlte es und rief aus, wie im Triumphe: „Es schlägt, es schlägt!“

Der gelbe Doktor hieb auf die Esel ein und seufzte auf: „Wenn er nur so lange aushält, bis wir heimkommen!“ Dann wieder fügte er mit etwas Philosophie und sehr trocken die folgende Reflexion hinzu: „Jetzt steht nämlich die Sache folgendermaßen: das Ende oder die Erhaltung eines gesunden Menschenlebens hängt jetzt ausschließlich von den subjektiven Empfindungen zweier elender und junger Esel ab. Ich setze den Fall: die Esel sind nicht wohl gelaunt, sie sehnen sich nicht nach Hause und wollen nur langsam vorwärts traben, oder sie haben nicht genug Disteln als Heizmaterial für ihre Seelen, nicht genug Kraft, um rasch vorwärts zu kommen — in diesem Falle . . .“

Er wandte sich zu dem Mädchen um.

„Sag mein liebes Kind So, was folgt in diesem Falle?“

Das Mädchen blickte verwirrt, verständnislos, erschreckt auf den Vater: „Ich weiß es nicht!“ sagte sie.

„Du weißt es nicht — du willst es nicht wissen. Du hast Furcht, das sehe ich nicht gern. Du darfst keine Furcht haben . . . Es folgt also . . .“

„Was?“

„Exitus lethalis.“

So schwieg; sie nahm den stummen, leblos scheinenden Kopf des Mannes in ihren Schoß, um ihn vor dem Schlitteln und Mütteln des schlechten Wagens nach Möglichkeit zu schützen. Nach einer kurzen Weile sagte sie: „Ich glaube nicht, was du da sagtest!“

Der alte Kreisarzt — denn alt war er schließlich doch —

wollte einen kleinen Vortrag halten, allein die Straße wurde so schlecht, daß die Esel seine unausgesetzte Aufmerksamkeit und fortwährende Prügel erheischten.

Zum Glück war man dem Dorfe ganz nahe gekommen, obgleich man noch nichts von demselben sah. Nur die Straße wurde schlechter und schlechter, seit Tagen schien niemand das Dorf verlassen zu haben, niemand dahin gekommen zu sein; weder zu Wagen, noch auf dem Schlitten. Hier und dort sah man große Bundschuhspuren oder die kleinen schlanken Abdrücke von Frauenpantoffeln. Endlich teilten ein paar schur gerade aufsteigende, lichtblaue Rauchgarben den riesig großen Himmel in Stücke.

So rief aus: „Wir sind daheim!“

Die alte Bauernfrau, die man wegen der Schwächlichkeit der Zugtiere nicht hatte den Wagen besteigen lassen, war zu Fuß rascher nach Hause gelangt, sie erwartete die Ankömmlinge bereits vor dem hausfälligen kleinen Hause: „Mama?“ rief ihr das Mädchen rumänisch zu, „öffne ein Bett.“

„Welches?“

„Das meinige.“

Zwei Tage lang lag er krank im Bannaischen Hause; So wick während dieser Zeit nicht von seiner Seite. Er litt nicht, aber er war so erschöpft, so furchtbar erschöpft, daß man in jedem Augenblick befürchten mußte, er werde ohne wahrhaftige Krankheit sterben, einfach vergehen. Und niemals zuvor verlebte er zwei so süße Tage wie diejenigen, da er dem Tode näher war als dem Leben. Er hatte keine Ahnung davon, daß das Dämmer des Vergehens sich über ihn breite, ihm war, als läge er in einem dustigen, rosenfarbenen warmen Bade und als empfände er nur so die Dinge und Gegenstände durch einen Wasserjchleier hindurch.

Den gelben Mann nahm er kaum wahr, so sehr sich dieser des Tages über um ihn bemühte; nur So sah er, wenn auch nicht in ihrer wahren Gestalt und in vielerlei Formen. Einmal schien sie ihm wie seine Schwester, ein andermal wie eine

Dame, die er vor langer Zeit auf einen Augenblick am Coupéfenster eines davonbrausenden Zuges und dann niemals wieder gesehen; dann wieder sah er sie als ein kleines Mädchen, das er in seiner Knabenzeit geliebt, oder als seine Braut, aus der Zeit, da er sie noch gar nicht gesehen, und auch aus der Zeit, da er sie umarmt.

Diese Ungewißheit quälte ihn nicht, sie bereitete ihm sogar Genuß. Am zweiten Tage ergriff er aber dennoch Jos Hand und fragte: „Wer bist du?“

„Ein Mädchen.“

„Mein bist du.“

„Sawohl, ich bin dein!“

Sie winkte der alten Bäuerin, sie möge das Zimmer verlassen. Sie ging auch wirklich, die Alte, allein da wurde der Kranke gar zu anspruchsvoll; er wolle, daß Jo ihn auf die Augen küsse.

Das Mädchen wandte sich an den Vater: „Schadet es ihm nicht?“

„Nein: es dürfte eher nützen,“ sagte der gelbe Mann ganz ernst.

Sie beugte sich über den Kranken und küßte ihn.

Am Morgen des dritten Tages fehlte ihm nichts mehr. Er stand auf, kleidete sich an und wollte in das Nebenzimmer gehen, um den sonderbaren Menschen für ihre Herzlichkeit zu danken und seiner Wege zu gehen.

Seine kleine Braut, das arme Schneewittchen war seinetwegen sicherlich bereits unruhig.

Und trotzdem mußte er noch vier Tage hier zubringen. Klasterhoher Schnee lag auf allen Straßen, man konnte nicht weg, es sei denn, man wollte zu Fuße, unter unsagbaren Mühseligkeiten nach Tard, ein andermal eine Strecke von vier Stunden, jetzt wohl zwei Tagereisen. Emerich blieb also, einigermassen verwirrt, aber auch wider Willen an seiner sonderbaren Umgebung sich ergötzend.

Auch das Dorf war seinen Augen neu; eigentlich war's

gar kein Dorf, sondern eine riesige Weinbaukolonie ohne Straßen; die Häuser, obgleich benachbart, so doch in Gassenweite voneinander gebaut. All das mußte herrlich sein — im Sommer; jetzt im Winter war es ein Bild von schroffer Hoheit. Große weiße Hunde strichen zwischen den Weingärten umher, auf den Wegen, während die Menschen sich mit dem lieben Vieh in die Häuser verkrochen und den ganzen Tag über heizten, bei der Glut schliefen und nur während der für Hochzeiten bestimmten zwei Wochen lauter sprachen. Eine Ansammlung bildet sich vor den im Schnee begrabenen Häusern nur dann, wenn der Steuerexekutor kommt, der beliebteste Mann in der ganzen Gemeinde, der Gebatter aller Welt, der jedermann in vorhinein verständigt, er möge seine Siebensachen zu anderen schaffen lassen, denn auf Befehl des Kaisers werde er sofort dieselben holen kommen. Irgend ein zu Grunde gegangener Herr, in dem Menschenliebe und Pflichtgefühl in fürchterlichem Kampfe miteinander liegen; ein Mann, der zum Fürsten geboren und zum Steuerexekutor geworden war.

Der populäre, aber dem Trunkte nicht abholdere Steuerexekutor und dessen zwei Töchter waren die ausschließlichen Gäste im Hause Bannai. Der rumänische Pope hielt es ganz und gar mit den Bauern und fühlte sich nicht wohl bei den Herren, weil er sich wegen des bretternen Fußbodens beim Spucken nicht gehen lassen konnte; der katholische Geistliche hinwieder war mit dem Kreisarzte vor fünfzehn Jahren wegen der Beschlüsse der Tridentiner Synode in Streit geraten und wollte den gelben Doktor nicht einmal mehr auf dem Sterbebette sehen; ja er verbot sogar seinen eigenen Diensthboten — krank zu werden.

Der arme Doktor lebte zumeist davon, daß er anlässlich der Schlägereien vor der Weinlese und bei der Assentierung der beschädigten Jugend ärztliche Visa reporta ausstellte. Gar zu viel Wein gab es allerdings auch nicht mehr in dieser Gegend, die junge Generation simulirte eher die Trunkenheit; satt trinken konnte man sich nur mehr an dem mit Spiritus versetzten Branntwein und an dem in Zisternen verwahrten Schneewasser. Denn

Brunnen gab es keinen einzigen im Dorfe und mit dem Wasser wurde so gespart, wie mit dem Maismehl und den aus der Stadt beschafften Seringen, die wochenlang als Zimmerschmuck von den Decken herabhingen.

Ein ständiges, gleichmäßiges Elend lagerte hier auf allem, drückte Häuser und Menschen platt und machte sie förmlich alle gleich. In Bezug auf Gedankengang, auf Redeweise, ja sogar in Bezug auf die Gesichter. Die Phylloxera raubte ihnen alles und der Hunger ward ihnen Gewohnheit. Dennoch trollten sie sich nicht, sie warteten darauf, daß der Nebenläufer die Sache satt bekomme und inzwischen schlugen sie ein paar Beamte tot, die sich erfrecht hatten, nach den verfaulenden Neben zu langen.

Niemals zuvor hatte Emerich Balassa so gute Tage, wie diejenigen, die er hier verlebte. Er wollte den Wunsch in seiner Brust unterdrücken, aber derselbe brach dennoch hervor.

Er wäre am liebsten für immer dageblieben.

So süße Stille, so bewundernswerte Ruhe herrschte hier.

„Freilich, Sie leben daheim in so furchtbarem Lärm. Vater sagt, daß oben bei Ihnen die Mauern vielstöckiger Häuser vom Lärme erzittern,“ sagte das Mädchen.

„Nicht doch. In meiner Kanzlei giebt es keinen Lärm. Auch lebe ich nicht in dem Geräusch der Großstadt. Mein Leben fließt beinahe so einsam dahin, wie hier das Ihrige. Ich habe meine Schulen absolviert, ein Amt angetreten, ich wartete ein Jahr lang und jetzt . . .“

„Und jetzt?“

„Und jetzt kam ich hieher.“

Der Mann hatte eigentlich sagen wollen: „Und nun heirate ich“. Das Mädchen wieder wollte fragen: „Und nun heiraten Sie?“ Aber beide glitten verwirrt über dieses Thema hinweg. Im übrigen sprach das Mädchen mit erstaunlicher Offenheit über alles. Ohne die gebräuchlichen Reserven, wie ein Frauchen mit loser Zunge und doch auch wie ein unwissendes Kind, das die Porzellanpuppe an die kleine Brust drückt, um das Töchterchen zu säugen.



Einen großen Theil des dritten und vierten Tages verbrachten sie ganz allein; der Alte war draußen auf der zweiten Winterkolonie, um eine Obduktion zu vollziehen, an Stelle des Bezirksarztes, der als sehr fetter und sehr wohlhabender Mann Ekel vor dem Geschäfte, vielleicht auch das nötige Werkzeug dazu nicht mehr hatte.

Die häuerliche Hausfrau lauerte ihnen zwar auf, allein da es im Stalle Schwierigkeiten abzustellen gab — die Schweinchen wollten vor der Zeit dem Futter um keinen Preis zusprechen — brachte sie den ganzen Abend draußen zu.

So saßen sie denn allein neben dem Lehmofen. So umging den kleinen kugelförmigen, rundbauchigen Bau.

„Das ist mein Mann. Dem mache ich den Hof; das ist mein Erwählter, der mich liebt. Den küsse ich jetzt und in Zukunft, immer, so lange der Winter währt.“

„Und wenn dann Ihr wirklicher Mann kommt, Ihr Gatte?“

„Der kommt nicht; niemals.“

„Und warum nicht?“

„Wozu auch? Die Ehe ist eine Thorheit. Und ich würde meinen Mann betrügen. Das ist so Weibernatur.“

Emerich öffnete die Augen weit: so blickte er zu dem Mädchen auf. Würde er sie an einem andern Orte getroffen haben, er hätte bei solchen Worten Mitleid empfunden wie mit einer seelisch Kranken, oder er wäre zu ihr hingetreten und hätte sie, ohne ein Wort zu sprechen, umarmt, geküßt. Allein hier, an diesem Orte, in diesem Milieu, er schaute und schaute sie nur an, ohne jeden schlimmen Gedanken.

Das Antlitz des Mädchens war eitel sanftes, warmes Licht. Ihre Augen vom reinsten Glanze, kein verzehrendes Feuer darin, eher ein wenig Schläfrigkeit.

Sie gestand es auch sofort: „Vater kommt nicht und zehu Uhr schon, um diese Zeit pflege ich sonst längst zu schlafen. Erwarten Sie ihn, Sie werden hier schlafen, ich gehe. Warten Sie noch, ich will noch das Bett bereiten.“

Sie ging schlafen. Aus dem verfinsterten Zimmer hörte

er noch einmal ihre Stimme: „Gute Nacht, schlafen Sie schon? Morgen will ich Ihnen etwas sagen.“

„Was?“

„Morgen erst.“

„Sagen Sie es jetzt.“

„Kommen Sie hieher an die Thür. Ich will nicht schreien.“

Emerich stellte sich an die Thür; So sprach: „Ich wollte Sie schon heute über vieles befragen und das Ende war, daß ich nichts gefragt habe. Eins sagen Sie mir aber dennoch, ich könnte nicht einschlafen sonst. Was thäten Sie, wenn Sie die nicht zur Frau bekämen, die Sie heiraten? Könnten Sie leben? Eine andere nehmen? Ja oder Nein?“

Der Bräutigam antwortete nicht, er dachte eine Weile nach; dann sagte er bestimmt und doch verwirrt: „Unbringen würde ich mich nicht, aber ich könnte nicht leben ohne sie. Es wäre kein Leben!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Sie sprachen nicht mehr zu einander, aber keines von beiden schlief.

Emerich Balassa hatte sich gar nicht niedergelegt, er setzte sich an den Tisch und erwartete so den Hausherrn. Auf dem Tische lag irgend ein Buch und er schob es von ungefähr näher, um die Buchstaben anzustarren. Verstanden hätte er ohnedies nichts davon, es war englisch. Ein Band Herbert Spencer, auf dem ersten Blatte stand in männlich schönen Lettern zu lesen: Propriety of Jo.

Das Werk eines englischen Philosophen in diesem Hause und Eigentum dieses Mädchens: Propriety of Jo.

Wer war diese Jo? Warum trug sie diesen unmöglichen Namen, auf den wohl kein Mädchen getauft worden, seitdem Jupiter auf Erden gewandelt, um schönen Frauen den Hof zu machen. Lauter verblüffende, sonderbare, unverständliche, verwirrende Gegensätze! Er wußte nicht, wie er von diesem Mädchen denken sollte, welches die wunderbarsten Extreme in sich

vereinigte. Sie geht in hohen Stiefeln einher, trägt Perlen an der Brust und wirft bei Komplimenten, die ihr gemacht werden, mit termini technici um sich. Wie kam sie hieher? Wessen Tochter war sie? Die Tochter der Bäuerin, zu der sie Mutter sagt und welche ihr doch mit der Untertwürfigkeit einer Dienerin begegnet? Des Sonderlings von altem Doktor, mit dem sie Bruderschaft macht?

Er schritt im Zimmer auf und nieder.

„Schlafen Sie nicht? Und Vater ist noch nicht nach Hause gekommen?“ ließ sich Jos Stimme halbschläfrig vernehmen.

„Nein. Aber auch Sie schlafen nicht. Haben Sie schon geschlafen?“

„Nein. Ich bin sehr traurig, aber diese Traurigkeit thut mir wohl. Nur zweimal im Leben war ich ebenso traurig. Ursache dazu hatte ich weder damals noch jetzt. Ich möchte am liebsten weinen, schluchzen, wehklagen, aber ich vermag es nicht. Plaudern wir lieber. Stellen Sie den großen Lederstuhl neben die Thür, ich will Ihnen ein Märchen erzählen. Kommen Sie aber nicht herein, denn das — ich weiß es — ist nicht Sitte. Es ist auch so gut, ich höre Ihre Stimme und sehe Ihre Züge, obgleich ich die Augen schließe . . . Was für Märchen soll ich Ihnen erzählen?“

„Eines von Ihrer Person.“

„Gut . . . Es sei . . . Wissen Sie, wer ich bin? Wissen Sie, wie Sie mich nannten, als Sie in vierziggrädigem Fieber krank daniederlagen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Schneewittchen nannten Sie mich. Damals dachte ich darüber nach und ich erinnerte mich, daß ich, so lange meine Mutter mich kämmte und ich in den Spiegel blickte, mir sehr, sehr gefiel. Ich dachte darüber nach, wer ich sei? Ob ich nicht etwa eine andere sei, als die ich bin, nicht etwa eine verwunschene Prinzessin? Ich bin gern da, wo mein Vater lebt, ich war auch gar nie anderswo. Früher sehnte ich mich nach der Stadt, ich weinte wegen eines stockhohen Hauses, allein mein

Vater wollte es nicht und nun will auch ich es nicht mehr. Aber deshalb träume ich dennoch davon, was dort draußen vorgeht und ich erwartete nicht bloß einmal den erlösenden Prinzen. Wenn Sie ihn treffen, sagen Sie ihm, er möge kommen, wenn er Zeit dazu findet; er möge kommen, ich warte auf ihn!"

"Sie sagten doch aber, daß Sie niemand lieben werden, daß Sie denjenigen betrügen wollen, den Sie lieben lernen!"

So's Antwort ging in dem Lärm verloren. Die Langohren waren mit großem Triumph in den Hof getraht, die Hunde bellten im Hause und alle ihre Schicksalsgenossen ringsum gaben Antwort. Auch die Hausfrau schlug wegen der anhaltenden Appetitlosigkeit der Schweine großen Lärm.

"Vater ist nach Hause gekommen, ich komme hinaus, um ein wenig zu plaudern: er ist sehr wohlgefaunt um solche Zeit," sagte So.

Der Alte war in der That heiter gestimmt. Er umarmte nicht nur seine Tochter, sondern auch den Gast. Er faßte die Hände beider und besah sich das Paar genau, von rechts und von links, vom Scheitel bis zur Zehe. Dann meinte er: „Ein schönes Paar wäre aus euch geworden! Ein herrliches Menschenpaar, gerade ein Paar!"

Die Herrin des Hauses, die alte Bäuerin, meldete voll Freude: „Morgen fahren bereits die Wagen nach Tard."

„Endlich!" sagte Balassa ernst.

Den letzten Nachmittag verbrachten sie mitsammen. Es war der schönste Nachmittag von allen. Herrlich schien die Sonne, der Schnee funkelte in dem schattenlosen Glanz, in der ehrlichen, ernstern Kälte.

Am frühen Nachmittag gingen sie hinauf zu den italienischen Holzschlägern, um ein Begräbniß mitanzusehen.

Thalwärts war der Weg noch immer nicht vertrauenswert, aber bergauf, zwischen den Tannen: da war es sicher und angenehm. Sie ritten auf Eseln, überall längs des gefrorenen Baches, der jetzt als Holzverfrachtungsbahn diente. Balassa, dem all diese Dinge fremd waren, fuhr zusammen, als die un-

gehendere Menge von Holzstämmen mit lautem Krachen die Eisbahn hinabstürzte. Er sah nicht den Wald, woher der Absturz erfolgte und nicht den Gebirgsbach, welcher die Fracht aufnahm. Mit um so angenehmerer Bewunderung erfüllte ihn der Wald, dieser millionentürmige gotische Dom, in dem sie, so oft sie auch eintraten, den Ton der Rede dämpften. Als würde man auf einem dunklen Hügel dahinschreiten.

Sie kannte den Weg, sie faßte Emerich Balassas Hand und führte ihn. Der gelbe Doktor trabte hinter ihnen drein. Sie sprachen selten zu einander, auch dann nur ein Wort. Sie schwelgten in dem Anblick des jungfräulichen Schnees und im Einatmen des Duftes der jungfräulichen rötlichen Tannen.

„Ich glaube, ich atme zum erstenmal im Leben,“ sagte der Mann.

„Die Luft ist hier immer gut, aber heute scheint sie noch besser zu sein als sonst,“ sagte das Mädchen.

„Das Leben ist herrlich!“ äußerte Emerich Balassa.

„Traurig ist's,“ setzte das Mädchen fort.

„Ewig!“ brummte der Alte hinter ihnen.

Sie gelangten zu einer kleinen Lichtung; vier, fünf verküppelte, zerfallene Tannen verstellten ihnen den Weg.

„Das ist das Ende des Streites; die eine wollte über die andere hinauswachsen, die eine der anderen den Sonnenstrahl entziehen: allesamt gingen sie daran zu Grunde. Diese Tannen haben mitunter noch weniger Verstand als die Menschen!“ philosophierte der aus der Welt verbannte Kreisarzt.

Sie wandten sich nach der Richtung, von wo menschliche Stimmen ihnen entgegenschlugen, ein Gesang, der sie so erschütterte, daß sie, einem unwiderstehlichen Instinkt gehorchend, sich aneinander klammerten.

„Man begräbt den Italiener bereits!“ sagte der Alte. —

„So toll sind diese Welschen, kommen daher in den grausamen siebenbürger Winter. Verlassen die Sonne, das Meer, um hier die jungen Bäume haufenweise zu morden. Vordem thaten das zumindest die Rumänen, jetzt aber sind bei uns in Sieben-

bürgen Holzhändler und Holzfäller ausschließlich Italiener. Freilich, viele unter ihnen tragen nicht nur kein Geld in die Heimat, sondern lassen auch ihre Haut hier!“

Sie hörten ihn nicht an; in dem bis zum Knöchel reichenden Schnee stehend, fröstelnd lauschten sie dem immer lauter, metallischer klingenden Grabgesang. Auch das Nadellaub erbehte davon.

Der Doktor sang leise mit den Italienern: „Circum dederunt me genitus mortis dolores inferni, circum dederunt me!“

Dann mit erhöhter Stimme, förmlich triumphierend sang er mit dem Chöre: „Requiem aeternam dona ei domine et lux perpetua luceat ei. Dolores inferni circum dederunt me!“

„Gehen wir, die Ceremonie ist gleich zu Ende!“ sagte er und stieß die Jungen vorwärts.

Die Ceremonie näherte sich in der That bereits dem Ende.

Auf der aus Tannenreisern geflochtenen Bahre lag der Leichnam des italienischen Arbeiters. Seine im Tode noch mächtige schwielige braune Hand hielt ein unförmiges großes Holzkreuz umschlossen. Man hatte ihm vollständige Feiertagskleidung angelegt, selbst die blaue Krawattenschleife war ihm um den Hals gebunden. Als Kopfkissen hatte man ihm den breitkremigen, weichen weißen Hut unter das ergrauende braune Haar gemüllt. Auch ein Bahrtuch gab's: eine kleine weiße Schürze; er hatte sie wahrscheinlich für sein kleines Töchterchen bestimmt, vielleicht selbst gekauft, um sie der Frau nach Hause zu schicken.

„Wo ist das Grab?“ fragte Emerich.

„Das Grab,“ antwortete Bannai, „existiert nicht. Nicht um teures Geld kann man um solche Zeit zu einem Stückchen geweihter Erde gelangen. Er ruht übrigens nicht schlecht; man vergräbt ihn nicht abwärts, sondern aufwärts, bis man ihn im Spätfrühling im Kirchhofe der unteren Kolonie beisetzt. Seht ihr, dort ist sein Grab!“

Dort stand das Grab, der Sarg, der Kirchhof: eine riesige Schneekugel, in welcher ein für einen menschlichen Körper genügendes, man konnte sogar finden, bequemes Loch gehauen war.

„Dort hinein schiebt man den armen welschen Sonnenanbeter.“

„Man läßt ihn erstarren?“

„O, dort ist's gut warm!“

„Wie man's nimmt. Im Juni wird es hier mit einem Male furchtbar heiß; der Schnee zerfließt, der Mensch zerschmilzt; die Erde saugt ihn auf, der Bach nimmt ihn auf, das Meer reißt ihn an sich . . . Nicht einen Bissen bekommt die geweihte Erde von diesem braven Manne!“

Die Arbeiter — lauter Männer — umstanden den Leichnam und beteten in italienischer Sprache eine Zeile. Keine einzige Frau gab's da. Auch der Geistliche schlte. Vier Junggesellen saßten die Bahre an und nach dem Amen warfen sie dieselbe in den hohlen Raum der Schneekugel. Und nun stürzten sich alle auf das Schneegrab, bedeckten den Toten, verstopften die Höhlung und befestigten über ihr ein hölzernes Kreuz, um den Mann wiederzufinden, wenn es ihnen einst beifallen sollte, ihn zu suchen.

„Na, den schilt seine Frau auch nicht mehr zusammen, bemerkte einer der ziegenbärtigen Kameraden.“

So blickte zu Emerich Balassa empor und sagte: „Verlassen Sie mich nicht!“

Tieftraurig schritten sie bergab. Darum wäre es ihnen aber dennoch lieb gewesen, wenn diese Traurigkeit, dieser Weg je länger gedauert hätte.

Voraus schritten die Jungen, hintennach der Alte. Er war sehr redselig gestimmt, erging sich erst in Tiraden zum Lobe seiner Esel und sagte dann große Stück aus dem Hohelied her. Die Langohren wurden unruhig bei dem lauten Ton der Stimme und fielen aus dem Trab.

„Wenn wir jetzt hier in die Tiefe stürzten!“ sagte Emerich.

„O, das wäre gut,“ bemerkte das Mädchen.

„Vorhin hatten Sie aber doch Angst vor dem Tode, Sie klammerten sich an mich und sagten, daß ich Sie nicht verlassen möge.“

„Alein möchte ich nicht sterben, in Begleitung, zu Zweien: Ja. Übrigens hatte ich nicht um meinetwillen Angst, sondern um Sie. Einen Augenblick lang bildete ich mir ein, ich sei jenes Weib in der Lombardei, das jetzt Witwe geworden und Sie seien jener arme Mann mit dem aufgebundenen Kinn, den man in die Schneekrypta eingemauert. Es war furchtbar, noch jetzt zittere ich am ganzen Leib.“

Der Doktor philosophierte inzwischen weiter. Eine Weile sprach er zu ihnen, dann, als er sah, man achte nicht auf ihn, monologisierte er.

„Vielleicht wäre es wirklich besser gewesen!“ sagte Emerich leise, mehr im Selbstgespräche als zu Io gewendet.

„Was wäre besser gewesen?“

„Wenn ich niemals hieher gekommen wäre.“

„Warum?“

Emerich antwortete nicht; beide verstummten. Der Alte benutzte die Pause und begann aufs neue zu predigen. Insbesondere schien er bemüht, dem Gaste gegenüber je wärmer zu erscheinen. Er fragte ihn wohl viermal: „Wann kommen Sie wieder?“

„Vielleicht nie!“ antwortete Emerich trocken.

Der Alte errötete vor Zorn.

„Nie? Wer wagt das zu sagen? Wie wagen Sie das zu sagen? Ein dummes Wort und nur ein Mensch von solcher Selbstüberhebung wie der Herr wagt es zu gebrauchen! Als ob man Sie fragen würde, wohin Sie wollen, wohin Sie gelangen, wo Sie glücklich, wo Sie zu nichte werden. Fragte man Sie, als Sie zur Welt kamen, um Ihre Zustimmung und werden Sie eine Einsprache haben, wo man Sie begraben solle? Jene papistische Krähe dort ist bei alldem ein genau so wichtiger Faktor wie Sie, lieber Mr. Newermore!“

Die gute Laune des Alten lehrte auch daheim nicht wie-



der. Er leifte und rieb sich mit Balassa; öfter machte er seine Tochter aufmerksam: „Daß du dem Monsieur Nie ja nicht alles glaubst. Diese Herren dort oben lügen gar viel. Auch ich log mit ihnen, seinerzeit.“

Alle Drei lachten gezwungen. Dann schwieg der Alte, setzte sich ans Fenster und blickte hinaus.

Der Abend brach bereits an, allein die Lampe wurde nicht angezündet. Der Schnee beleuchtete das Zimmer.

So begann mit einer wissenschaftlichen Erklärung des Lichtes. Sie that überhaupt alles, um je klüger und gelehrter zu erscheinen. Sie wußte auch in der That viel, nur gab es große Lücken in all ihren Kenntnissen. Sie war zum Beispiel ein kompletter kleiner Elektrotechniker, aber von der gesamten ungari-schen Litteratur kannte sie nur Petöfi; Petöfi war ihr die ganze Dichtkunst, fast alle seine Gedichte wußte sie auswendig und dem Gaste zu Gefallen sagte sie eine ganze Reihe davon in dem von silbernem Dämmer erfüllten Zimmer her. Etwa fünfzehn Verse, mit leiser, beinahe monotoner Altstimme. Nur hie und da betonte sie eine Empfindung, nur ahnen lassend, daß sie einen Begriff habe von der Welt, deren der Dichter gedachte.

Langsam, langsam wurde es dunkel, sie sahen einander nicht mehr. Keinem von ihnen fiel es ein, eine Lampe zu verlangen. Im Dunkeln schieden sie voneinander. Sie verabschiedeten sich nicht, sagten einander nicht einmal ein „Behüt' Gott“, kein Seufzer verließ ihre Lippen, weil sie scheiden mußten.

Vielleicht zählten beide auf den Morgen; wie, wenn bis dahin etwas geschehen wird. Allein es geschah nichts.

Der Morgen war ebenso rauh, kalt und schwarz wie jeder andere Winterfrühmorgen. Der Fuhrmann kam und pochte an dem bereits beleuchteten Fenster der Küche. Die alte Bäuerin weckte Emerich Balassa.

Der gelbe Doktor hustete bereits draußen auf dem Flur und wartete, um sich von dem Gaste verabschieden zu können. Er machte es sehr kurz, blickte gar nicht auf ihn; auch Emerich

sah weder nach rechts noch nach links. Bis in die Seele erstarrt setzte er sich in den Wagen, blickte er auf das Haus zurück, ließ er So grüßen, der Bäuerin sagte er: „Ich küsse Ihnen die Hand“ und dem Kutscher: „Vorwärts!“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Der Hausherr blickte ihm eine Weile nach, dann wandte er sich um. So stand vor ihm.

Zitternd stand sie da, die Arme ausgebreitet, nach dem Wege schauend, wo der Wagen verschwand.

„Er ist fort!“ sagte sie mit erstickter Stimme, bleich wie der Tod.

Der gelbe Mann faßte die Hand seines Kindes und sagte bloß: „Der Teufel hole ihn!“

So blickte immer nur zum Fenster hinaus, obgleich sie nichts mehr zu sehen vermochte; ein leichter Wind hatte auch die Wagenspuren sofort verweht. Nichts sah man, nur bläulichweißen, gleichmäßigen teilnahmslosen Schnee.

Der Alte schrie sie an: „Was schaust du? Daß er nun fort ist! Wozu kam er auch her? Dieser Schwindler! Warum auch mengt sich der Mensch in Gottes Angelegenheiten; wir hätten ihn auf dem Eise erfrieren lassen sollen!“

Seine lichtgelben Wimpern wurden feucht vor Wut. Und er redete weiter, die Hand seines Kindes drückend, aber die Augen niederschlagend, wie einer, der schwer gesündigt hat: „Deine Mutter hatte recht; recht hatte sie, daß sie ihn nicht mal anschauen konnte. Eine ehrliche, eine kluge Frau, kein solcher närrischer Phantast wie du und ich. Sie allein hat Verstand; wir sind Tollhäusler im Vergleich zu ihr und ich werde sie heiraten, ich gehe zum Pfarrer mit ihr.“

So blickte immer nur zum Fenster hinaus, sie hörte kaum, was ihr Vater sprach, hie und da ein paar Worte vielleicht.

„Wozu kam er hieher!“ sagte sie gleich einem Echo.

„Und warum ging er fort!“ fügte sie dann hinzu, mit plötzlich erwachter Energie vom Fenster sich abwendend.

Jetzt preßte sie die Hand ihres Vaters, während eines Augen-

blickes hatte sie sich vollständig verändert. Sie richtete sich hoch auf und rief mit geröteten Wangen und zum Weinen verzogenen Lippen: „Ich will, daß er zurückkomme!“

Sie stampfte mit dem Fuße, stieß die Hände ihres Vaters von sich und setzte mit elementarer Leidenschaft fort: „Erlaube es nicht, daß er gehe, ich will, daß er bei mir bleibe, ich will, daß er mein sei!“

Der alte Mann senkte das Haupt und flüsterte unterwürfig: „Was soll ich thun? Sag! Was soll ich thun?“

Das Mädchen erhob gebieterisch die Hand: „Ruf ihn zurück!“

„Zurückrufen? Er kommt nicht. Er kann nicht kommen, mein Töchterchen, meine kleine Kaiserin, mein Weibchen, sei doch gescheit. Der dumme Mensch geht heiraten, man erwartet ihn zur Hochzeit. Mag er nur gehen, du bekommst einen Schöneren, einen Besseren und dann gehört er ja schon einer anderen, dich will er nicht! Wirfst dich ihm doch nicht an den Hals werfen, du, eine Prinzessin! Dem!“

Er machte eine verachtungsvolle Bewegung, spitzte den Mund als wolle er ausspucken, er konnte aber nicht.

„Es ist nicht wahr, nicht wahr, nicht wahr!“ rief So so laut, daß die alte Frau mit entsetztem Gesicht den Kopf zur Thür hereinsteckte, aber rasch wieder zurückzog.

Das Mädchen brach in Thränen aus, man verstand kaum, was sie sagte: „Fort ist er, mein Schöner, Guter. Fort ist er, den man mir sandte, damit er mich in seinen Armen mit sich trage. Ich bin ja seine Herrlichkeit, seine Ruhe, seine Welt. Mich will er, nur mich, mich allein und keine andere.“

Der Alte schloß sein Kind an die Brust.

„Was soll ich denn thun? Sag, was ich thun soll? Wenn er dich nicht mag, wenn er Furcht hat, wenn die Welt dich ihm entzieht!“

„Die Welt?“ Staunend blickte sie zu dem Vater empor, als hätte sie dieses Wort zum erstenmal gehört.

Der Alte fuhr fort: „Die Welt, welche diejenigen trennt, die sich mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu einander hänge-

zogen fühlen. Die Ehre, die nichts ist als Schurkerei und Dummheit.“

Wut erfaßte ihn, er ballte die Fäuste.

„Ich bring ihn dir aber zurück, mit Gewalt bring ich ihn dir zurück!“ schrie der Alte. „Ich reiße ihn von der Seite seiner Braut hinweg und zwingen ihn, mit dir glücklich zu werden!“

Er ward ruhiger, nahm sein Töchterchen in den Schoß und streichelte So: „Da siehst du, meine kleine Königin, wie wohl uns war, so lange wir einsam, allein waren. Warum auch hast du mich verlassen, warum hast du mich verlassen?“

Der Alte wurde beinahe trauriger als seine Tochter. Und während er die Thränen von Soss Antlitz trocknete, wurden ihm selbst die Augen feucht.

„Ein großes Unglück, ein großes Unglück, aber wir werden nicht nachgeben. Ich werde es nicht zugeben: ich! Wenn ihr euch gern habt, wenn ihr euch liebt, dann muß ein Paar aus euch werden. Ich werde es euch zeigen, ich zeig es euch!“ . . .

So umarmte den Kopf des gelben Mannes, dann blickte sie ihn an: besänftigt, erleichtert, ermutigt, stolz: „So bist du mächtig, so bist du stark, so bist du groß!“

Und wahrhaftig: der unbedeutende, schwächliche, gelbe Mensch schien ein imposanter Mann in dem Augenblicke, da er hochaufgerichtet neben seiner Tochter stand, und die hohe, glänzende Stirne furchend zum Fenster hinausblickte und in dem mit dem Himmel zusammenschmelzenden leuchtenden Schneefeld einen fixen Punkt suchte . . .

---

4.

Sie schliefen, schliefen sozusagen unausgesetzt. So kam vier Tage lang nicht aus dem Zimmer. Im Hause wurden den Tag über kaum zehn Worte gesprochen. Die alte Frau ausgenommen, der zwei Dinge besondere Freude bereiteten. Erstens:

daß der Doktor sie rufen ließ und ihr in ihrer Muttersprache, rumänisch, erklärte, daß er nach einundzwanzigjährigem Zusammenleben, von ihrer Treue und Selbstlosigkeit überzeugt, sie heiraten, vor dem Geistlichen mit ihr sich trauen lassen werde. Die zweite, kleinere, vielleicht aber intensivere Freude der alten Frau hatte ihren Grund darin, daß es ihr gelungen war, die an eingebildeter Appetitlosigkeit leidenden Schweinchen zur besseren Einsicht zu bringen. Solcherart fühlte sie sich glücklich und ließ den Mann und die Tochter in Ruhe. Dieselben gehörten ja eigentlich ohnedies nicht zu ihr, sie bildeten stets eine Gesellschaft für sich und unterhielten sich in einer Sprache, die sie nicht verstand.

Jetzt sprachen sie freilich tagelang kein Wort zu einander. Sogar ihre Blicke wichen einander aus und obgleich beide die Nacht schlaflos verbrachten, kleideten sie sich wider ihre Gewohnheit nicht an, um mitsammen zu lesen.

So verfloss beinahe eine volle Woche in drückender Stille, in unverständlicher, peinlicher Erwartung.

„Seid ihr einander böse?“ fragte die alte Frau.

So nickte bejahend mit dem Kopfe. Dann plötzlich sich anders besinnend lief sie zu ihrem Vater, streichelte ihn und küßte ihn: „Nein, ich bin nicht böse, mir fehlt nichts, gar nichts mehr!“

Ihre Lippen zuckten in verhaltenem Schmerze, allein sie beherrschte sich. Sie weinte nicht. Dafür schluchzte sie die ganze Nacht hindurch und antwortete ihrem Vater auf keine einzige seiner Anreden. Es war unmöglich, sie zu trösten. Vergebens ging der Alte in ihr Zimmer, vergebens predigte er ihr . . .

„Sag, was ich thun soll? Soll ich morden? Wen soll ich morden?“

Und als er ihr eine volle Stunde lang zum Herzen gesprochen, da nahm er wahr, daß sie gar nicht wach sei, sondern im Schlafe weinte.

Am nächsten Morgen sah man keine Spur mehr von den Thränen. So schien vielmehr ganz ungewöhnlich guter Laune zu sein. Sie stellte sich in den Flur hinaus und freute sich

händeklatschend über die Launen des Wetters, über den Irrtum der Jahreszeit.

Zu Anfang Säuner war plötzlich der Frühling erstanden. Die ganze Gegend war flüssiges, weißes Silber geworden.

Nur in der Ferne, in weiter Ferne zeigte sich ein beweglicher blauer Punkt.

So erbleichte.

„Was ist das dort, Vater?“

„Ein Mann.“

„Nein, ein Wagen.“

Sie blickten einander an.

„Er kommt zurück, er ist es,“ sagte So leise.

Sitzend, beinahe ruhig erwartete sie das Nahen des Wagens. Um so aufgeregter war der Doktor. Er hoffte, verriet Enttäuschung, vertraute und wurde erbittert.

„Gewiß, es ist ein gemieteter Wagen.“

„Na, da sind wir schön aufgefressen, es ist der Kalfuhrmann aus Battár.“

„Nein, ein Tarder Wagen ist's, das ist gewiß.“

„Aber nein, Finanzwache ist es, ich sehe sie schon.“

Der Wagen verschwand hinter einem Hügel; der Alte blickte in komischer Verzweiflung auf seine Tochter, die nun wieder lächelte.

„Ich weiß es gewiß, er ist es,“ sagte sie. „Gehen wir hinein, damit er nicht glaube, daß wir ihn draußen erwartet hätten. Oder gehen wir ihm entgegen?“

Sie mußten nur etwa zwanzig, dreißig Schritte auf der aufgeweichten Landstraße thun, und schon konnten sie ganz klar wahrnehmen, daß in dem Wagen in der That Emerich Balassa saß. Es fehlte nicht viel und der gelbe Mann hätte in seiner Freude laut aufgeschrien und inmitten der Straße zu tanzen begonnen.

Das Mädchen empfing den zurückgekehrten Gast sehr ruhig, so, als wäre er gar nicht fortgewesen. Um so stürmischere Freude äußerte der Alte.

„Da sehen Sie, wie viel Ihr ‚Nie‘ wert ist, da sehen Sie,

daß Sie zurückgekommen, und da sehen Sie, daß Sie auch noch bei uns bleiben können für immer.“

Er ließ den Gast kaum zu Worte kommen, zog ihn förmlich vom Wagen, nahm ihm den Pelz von den Schultern, er hätte ihn am liebsten auf den Händen getragen. Er rief, man solle das Nachtmahl, das Mittagessen, man solle Wein, Wärme herbeischaffen. Balassa hinwieder schien bemüht, alle Gastfreundschaft von sich abzuwehren.

„Ich dürfte eigentlich keinen Augenblick ausruhen,“ sagte er. „Ich freue mich, daß ich Sie sehe, aber ich bin nicht darum gekommen. Ich nehme Sie mit mir, Doktor. Essen Sie und leiden Sie sich an.“

„Wohin?“ fragte So erbleichend.

Dies war die einzige Frage, die sie seit dem Wiedersehen an Emerich Balassa gerichtet.

Auch er wendete sich jetzt zum erstenmal ihr zu, allein sein Blick berührte nur ihre Gestalt, hastig, furchtsam, feurig, mutlos, nur für einen Moment. Dann wendete er sich an den Doktor.

„Meine Braut ist krank. Die Ärzte wissen nichts mit ihr anzufangen.“

„Welches sind die Symptome?“ fragte der Doktor, rot werdend.

„Es giebt keine Symptome, und gerade das ist das Unglück. Sie vergeht, ohne daß man die Ursache wüßte. Sie friert, ist nur auf Bitten zum Essen zu bewegen, sie schwindet augenscheinlich. Der eine Arzte erwähnt psychische Gründe, er sagt, die Kleine sei damals, als ich hieher verschlagen wurde und als sie nicht wußte, warum ich mich verspätete, von einem Gemüthsleiden befallen worden; angeblich wäre ihr heutiger Zustand die Nachwirkung dieses Leidens. Der andere rät auf ein vererbtes Leiden, auf Anämie, Phthisis oder was weiß ich. Ich weiß nur das eine, daß beide Narren und Unwissende sind, daß ihr Fokusfokus vergeblich ist, daß sie dem Mädchen nicht helfen können.“

„Und die Hochzeit?“ warf Doktor Bannat ein.

„Sie ist verschoben.“

„Wäre es nicht besser, im Interesse des Mädchens, der Heirat gänzlich zu entsagen?“

„Nein,“ sagte Emerich Valassa trocken.

Der alte Arzt ging im Zimmer auf und nieder und murmelte, schlecht gelaunt, kaum vernehmliche Worte: „Man muß helfen . . . natürlich . . . das ist Pflicht . . . junges Blut: regeneriert sich . . . heilen!“

„Ich bin zu Ihnen gekommen, damit Sie sie heilen. Ihnen wird es gelingen, Ihnen vertraue ich,“ sagte Emerich und erhob sich von seinem Platze.

„Wenn möglich, gehen wir sogleich.“

Sie gingen. So half ihnen noch, damit der Weg nicht unbequem sei. Sie ließ ihnen gewärmte Ziegel unter die Füße schieben und drängte ihnen auch ihr großes Tuch auf. Sie spornte sie zur Eile an und rief ihnen im Flug das Abschiedswort zu: „Auf Wiedersehen!“ Dann lief sie auf die Veranda hinauf, um ihnen nachzublicken, bis sie ihrem Gesichtskreise vollständig entschwanden. Und als dies wirklich geschehen war, stand sie noch immer dort und folgte ihnen auf ihrem Wege bis zum Ende . . . Jetzt betreten sie die Pastorswohnung, jetzt steht die Braut vor ihnen.

Der Vater stellt sich neben sie, heißt sie niedersetzen, faßt ihre Hand, streichelt sie . . . Wie sie wohl aussehen mag?

Ob er sie wohl heilen wird?

---

## 5.

Eine stilifizierte, aus dem präraphaelischen Zeitalter stammende heilige Jungfrau stand vor dem Doktor. Eitel durchsichtiges Grün und durchscheinendes Weiß. Das Pastorsfräulein lächelte dem Lebensretter entgegen. Auch dieses Lächeln schien stilifiziert und stilifiziert schien auch der bleiche, rosensarbene Zug, der während ihres Lächelns aus dem Antlitz hervorschien.



Ein ergreifendes Bild, ein Schatten nur, aber ein farbiger Schatten! Und dieser Schatten will meiner Tochter den vom Blute bestimmten Geliebten rauben!? Und dieser Schatten will über den Leib meines lebenskräftigen Kindes, meines urgewaltigen Sprossen hinweg zum Altar! Dieses Nichts, das nicht einmal menschlich glücklich zu sein vermag, will meine liebbedürftende, schöne, einzige So unglücklich machen!

Der Vater gewann die Oberhand über den Arzt. Als bald aber besann sich dieser; er staunte nicht mehr das Pastorsfräulein an, sondern griff nach dessen Puls.

„Ganz gutes Knochenystem!“ murmelte er für sich. „Der Pulsschlag ist normal,“ fügte er laut hinzu. „Ich vertraue darauf, daß hier keinerlei organisches Leiden vorhanden ist, allein ich beeile mich mit der eingehenderen Untersuchung nicht, bis zum Abend bleibt dazu Zeit genug.“

Das labendelduftende und trauererfüllte Zimmer belebte sich, wurde förmlich heller bei dieser Erklärung, bei dem simplen Erscheinen des gelben Schädels. Eine halbe Stunde später hatte auch das Mädchen eine bessere Farbe und Emerich Balassa nahm überrascht wahr, daß seine Braut nach seiner Hand langte und dieselbe drückte.

„Das kleine Geschöpf glaubt an mich, auch nicht übel!“ dachte der Arzt, als er das Mädchen anblickte, bemerkend, daß ihr Antlitz Farbe gewann und die feinen Ranten des Kinns sich rundeten. Ihr Lächeln stach von dem Gesichtchen nicht mehr ab, auch sprach sie, wenn man eine Frage an sie richtete.

Der Arzt fragte sie auch einiges, dann that er, wie stets: er nahm nicht einmal Kenntniß davon, daß eine Kranke im Zimmer. Er sprach, wie es seine Gewohnheit war, viel und interessant, zumeist gegen die Krankheiten und gegen die kranken Menschen.

Wie immer führte er die bekannte These von der gesunden Seele, die in dem gesunden Körper wohnt, bis ins Extrem. Dann bestieg er sein Steckenpferd und erörterte, es sei überhaupt schade, jemand, der an einem organischen Leiden kranke,

zu heilen, richtiger: dem Leben zu erhalten, denn das sei eine Gefahr für die anderen Menschen, für die große Gesamtheit. Man müsse diese Angelegenheit im Wege des Staates regeln, das heißt, diejenigen von Staatswegen vernichten, die mit organischen Leiden behaftet seien! Diesen Satz bekräftigte, erklärte er, zum Glück verstand ihn hier außer Emerich Balassa niemand und man bewunderte nur seine schön geformten Sätze, seine schöne Tenorstimme, die von den weichen Lippen, zwischen den schlechten Zähnen hindurch ganz eigenartig, förmlich bezaubernd wirkte.

So lange er sprach, irrte sein Blick unausgesetzt um die Gestalt des Pastorsfräuleins. Er sah, wie sie sich belebte, wie das Mädchen bei jeder eingeflochtenen, sie günstig berührenden Bemerkung an Farbe gewann, wie sie selbst zu glauben begann, daß sie gesund sei. Triumphgefühl und Niedergeschlagenheit überwältigten ihn in unmittelbarer Folge. Er sah, daß er bloß zu wollen brauche, damit der Kopf des Mädchens in wenigen Wochen den Orangenblütenkranz zu tragen vermöge.

In Gottes Namen denn, möge der weiße Brautschleier das Haupt des armen Kindes umwallen. — Das Bahrtuch seines Kindes vielleicht!

Er hielt in der Rede inne. Er versank in Träumerei und hörte nicht zu, als die hochwürdige Frau zu klagen begann und das ganze Leiden ihrer Tochter darauf zurückführte, daß diese seit den Kinderjahren nicht zu bewegen war, zu frühstücken.

Ein großer, überwältigender Schmerz presste dem Arzt das Herz zusammen. Seine Nasenflügel dehnten sich aus, als sei er plötzlich herzkrank geworden und so fremd blickte er um sich, wie einer, der plötzlich in eine unbekannte Gasse geraten ist. Er schaute um sich und förmliche Wut faßte ihn an.

Er sah, wie jene stilisierte Heilige die Hand ihres Bräutigams drückte. Dieser Schatten, dieses Nichts, dieser Niemand! Die will lieben! Seiner Tochter den echten, mit Recht beanspruchten, einzig passenden Geliebten rauben! Diese verkörperte Krankheit, diese prädestinierte Mutter kranker Kinder, diese

Schöpferin unendlichen Glends der Zukunft, dieser rassenverderbende Typus unausrottbarer menschlicher Krankheiten, dieses dürre, trostlose Geschöpf soll leben und sein blühender Stamm in prangender Herrlichkeit zu Grunde gehen!

Er schaute um sich, ob man seine Gedanken nicht sehe? Ob er nicht aufgezischt habe, während sein Herz sich vor Schmerz und Wut zusammenkrampfte. Nein, die Leute um ihn sprachen ganz gemüthlich und die Augen des Mädchens gewannen langsam, langsam Glanz.

Er verabscheute diese Augen, er verabscheute das ganze Mädchen! Und dieses Geschöpf sollte er heilen, diesem Geschöpf bei der Brauttoilette das Licht halten! Heilen, erhalten!

Für einen Augenblick wurde es dunkel in seinem Kopfe.

Nein! Töten, vernichten! Das müßte er, wenn er ein gerechter, mutiger Mensch wäre!

Töten? Nein, wohl aber der Natur freien Lauf lassen, mag sich die Gerechtigkeit an dem Mädchen erfüllen. Vernichten? Auf hinterhältige, geheime Art! Das wäre entsetzlich, aber auch berechtigt. Berechtigt aus seinem Gesichtspunkte und gerechtfertigt auch aus dem Gesichtspunkte der Menschheit. Im Grunde genommen würde er nur eine Pflicht erfüllen, wenn er die Vernichtung dieses Mädchens, dieses zweifellos schlechten, ja schädlichen Materials beschleunigte.

Die Moral spricht anders. Sein Eid stellt sich verbotend und drohend ihm entgegen. Allein was schert ihn die Moral und was der Eid: an solche Dinge mögen sich diejenigen halten, die Nutzen davon haben. Nur eins ist sicher: das Blut, die Rasse, die herrliche Menschenrasse, deren Interessen zu dienen Sonne und Pflicht zugleich ist.

Wie soll er der Pflicht dienen, wenn sein Beruf ihm gebietet, diesem verkrüppelten Geschöpfe auf die Beine, zu einem Manne zu verhelfen und dadurch für alle Zeit zu verhindern, daß das herrlichste Paar der Welt einander angehöre. Daß die eine Hälfte dieses Paares seine Tochter sei, das ist Neben- sache, die Hauptsache ist . . .

Ach ja, die Hauptsache ist doch nur, daß er dem Pastorsfräulein zu Appetit verhelfe. Er trocknete sich die hohe, fast unförmlich breite Stirne, dachte ein wenig nach und sagte nunmehr laut: „Die Hauptsache ist, daß Sie mir vertrauen! Die Hauptsache ist, daß Sie mir die kleine Braut vollständig anvertrauen. Ich verzichte achtungsvoll auf die Mitwirkung meiner Kollegen.“

„Es soll alles geschehen, wie es dem Herrn Doktor beliebt!“ antwortete der hochwürdige Herr.

Der Arzt schien überrascht. Hatte man seine Gedanken erraten? Ach ja! Er hatte ja laut gesprochen. Und er fand es für gut, im Reden fortzufahren, um nicht Aufsehen zu erregen: „Fangen wir also an; befehen wir uns das Fräulein. Nur keine Schamhaftigkeit. Die Herren mögen hinausgehen, die Frau Mama bleibe hier.“

Die Untersuchung dauerte eine gute halbe Stunde: der Doktor hieß das Mädchen auch sein Leibchen abnehmen. Er schüttelte das Haupt: die Blüste eines dreizehnjährigen Kindes war entwickelter, als die dieser Braut.

Es kostete ihn Mühe, das nicht zu äußern. Er mußte sich beherrschen, um nicht auszubrechen: „Eine Schmach, heiraten zu wollen!“

Allein der Bräutigam würde ja sofort mißtrauisch werden, die Familie und das Mädchen würden sofort den Glauben an ihn verlieren.

Er setzte sich daher und schrieb. Eisen, immer nur Eisen! Das Kindchen mußte gestärkt werden. Es fehlt ihr nichts, außer der Schwäche. Außer der Schwäche, daß sie ein solch ätherisch gutes Wesen, daß sie in ihren eigenen Augen die Letzte war.

„Etwas Eisen, etwas gesunder Egoismus und alles wird in Ordnung sein.“

Er schrieb das Rezept, das gewöhnliche, konventionelle, in welches er für seine Person kein Vertrauen setzte, welches aber die Rezeptbücher als nützlich und wirkungsvoll anerkennen. Was

der Braut fehlte, das mußte er selbst nicht. Vielleicht war es gar nichts und wollte nur ihr Organismus den veränderten Verhältnissen nachgeben, vielleicht wollte, konnte sie sich der raubtierähnlichen Lebensweise der Menschen nicht anbequemen. Sie verabscheut das Fleisch, allein ihr Organismus hatte an der Pflanzenkost nicht genug. Vielleicht auch hatte das Warten auf den Bräutigam, die Furcht, daß sie ihn verlieren könne, ihren Organismus wirklich so sehr erschöpft!

Der Arzt versprach, er werde wiederkommen und getreulich legte er täglich den schweren Weg zurück.

Und die Gesundheit des Mädchens besserte sich förmlich mit Riesenschritten. Warum? fragte er sich, als seine beiden struppigen Esel schläfrig heimwärts trotteten.

Sie glaubt an mich!“ antwortete er sich selbst und lachte auf; bitter, höhnisch — drohend.

Mit So daheim sprach er über alle seine Patienten, nur über diese eine nicht. Im allgemeinen verhielt er sich zu Hause so etwa, wie ein geprügelter Hund. Besorgt und mißtrauisch blickte er zu seiner Tochter auf, so oft diese ihn zärtlich behandelte und ihm, nach ihrer Gewohnheit das Kinn streichelte. Da hatte sein Auge denselben Ausdruck wie dasjenige eines alten Hundes. Er brummte auch dazu: „Laß mich in Ruhe!“

Sie ließ ihn auch in Ruhe, nur einmal fragte sie: „Wann wird drüben Hochzeit gemacht?“

Er wagte es nicht, seiner Tochter die Wahrheit zu sagen, er wagte es nicht zu gestehen, daß dort drüben lachende Sonne aufgegangen war, daß die hochwürdige Frau bereits die Rosinen für den Brautkuchen sortieren ließ. Er log seinem Kinde alles Mögliche vor, um ihr die Hoffnung so lange als möglich zu belassen.

Wie lange noch? Worauf wartete er? Auf welchen Zufall vertraute er?

So hörte ihren Vater auf- und niederschreiten, die ganze lange Nacht durchwachend. Einmal oder das andere Mal ging sie zu ihm hinaus und dann sprachen sie wie einst. Der Vater

behandelte sein Kind wie ein Freier: er suchte sie zu zerstreuen, ihr schön zu thun.

„Wißte die Welt nur, was für Prinzessin diese Lehnhütte birgt!“

So neigte das Haupt tief.

„Ich verabscheue die Welt!“ sagte sie halb im Traume.

„Wen liebst du also?“

„Sterben möchte ich gern!“

Beide verstummten. Der gelbe Mann schaute im Zimmer um sich, ob niemand ihrem Gespräche lausche. Dann beugte er sich über sein Kind: „Liebst du ihn sehr?“ fragte er mit zitternder, flüsternder Stimme.

„Sehr!“ antwortete das Mädchen.

„Willst du, daß er dein sei?“

„Ich will es!“

„Und wenn es unmöglich wäre?“

Das Mädchen antwortete nicht; mit weit geöffneten Augen blickte sie in die Flamme der Kerze. Der Alte fuhr fort: „Könntest du so leben? Willst du ohne ihn leben?“

„Nein!“

Heiler Morgen war's, als sie voneinander schieden. Der Doktor fuhr in die Stadt, um Medicamente zu holen, denn eine Apotheke gab es im ganzen Kreise nicht; aus seiner Hausapotheke mußte er etwa sechs Dörfer versorgen. Zumeist fertigte er selbst die Recepte an, was ihm ziemlich viel Ungelegenheit bereitete, da die Bauern feilschten oder schuldig blieben. Er zahlte sozusagen bei dem Geschäfte drauf und wenn er sich mit den Medicamenten placken mußte, so waren dies seine bittersten Tage. Dies eine Mal eilte er, obgleich er die Sache noch hätte aufschieben können, nach der Stadt. Er kam spät abends nach Hause und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, noch nach Tard zu fahren, um die Braut zu sehen. Er fand sie etwas schlechter aussehend als sonst, obgleich sie nicht klagte. Der Arzt befühlte ihr die Pulsader: „In der That, etwas Fieber,“ sagte er schlecht gelaunt.

Er mußte sie wieder in Behandlung nehmen, die Eltern, erschrocken, wollten Emerich Balassa telegraphieren, er möge kommen, obgleich sie vereinbart hatten, er solle erst zwei Tage vor der Hochzeit die Hauptstadt verlassen. Zwölf volle Tage fehlten noch bis dahin.

„O, bis dahin tanzen wir!“ scherzte der Doktor und ging, mit der Zusage, am nächsten Tage wiederzukommen und das Medikament mitbringen zu wollen.

In den ersten Tagen zeigte sich einige Besserung; ja am vierten Tage gewann das Antlitz des Mädchens frische Farbe, ihre gute Laune, ihre Kraft lehrte zurück. Am folgenden Morgen wendete die Sache sich zum Schlimmeren, das Mädchen wurde matter, immer kraftloser. Mit offenen Augen, wortlos lag sie auf dem Sofa, ohne Seufzer, ohne Klage, ohne Lächeln.

Ihr Hinscheiden war so leicht, daß man es nicht einmal merkte. Bescheiden, stumm, in das Geheimnis der Nacht gehüllt, floh das Leben aus dem beinahe durchsichtig gewordenen Körper der armen Kleinen. Morgens, als die Mutter ihr die frischgemolkene Milch zum Bette trug, streckte das bleiche Kind die Hand nicht mehr danach aus.

Man rief sie an, wollte nicht glauben, daß sie tot sei. Gegen Mittag kam der Arzt und führte die Leute aus dem Zimmer hinaus: „Lassen Sie die arme kleine Tote! Mag sie in Frieden ruhen!“

Als Arzt und alter Mann weinte er mit dem Hausgesinde, schluchzend, erbleichend, förmlich krank werdend vor Trauer, obgleich die Sache im übrigen in seinen Augen nichts war als ein medizinischer Fall.

. . . Der Totenbeschauer kam — ein Bauer —, auch Emerich Balassa traf ein. Das Pastorenkind, das kleine Schneewittchen wurde in den grün bemalten Sarg gethan. April war's, ein Tag vor Ostern; das ganze Dorf war daheim und erschien beim Leichenbegängnisse. Die Weiber weinten die Schürzen voll, die hauschröckigen Bauernmädchen sahen mit thränenden Augen, wie man die blumenbedeckte grüne Truhe

auf frischgebrochene, noch knospende Baumzweige legte. Se drei Bursche schritten mit blankem Säbel rechts und links einher; an der Spitze der glänzenden Waffe je eine durchstochene Citrone.

Der Bräutigam torfelte betäubt hinter dem Sarge einher. Er war völlig gebrochen und schritt, schritt förmlich instinktiv vorwärts; eigentlich wußte er gar nicht, wo er sich befinde, wie er hiehergekommen sei.

Der gelbe Doktor trotete hinter ihm.

Um jeden Preis schien er mit dem betäubten Manne ein Gespräch beginnen zu wollen. Und als dieser nicht reagierte, beantwortete er sich selbst die eigenen Fragen. Dann, als es ihm mit Mühe und Not gelang ein „Ja“ aus dem Manne herauszubekommen, wurde er sonderbar froher Laune. Auf der Rückkehr aus dem Kirchhof ward er ganz besonders lebendig und beim Abschied schüttelte er förmlich minutenlang Emerich Balaffas Hand.

„Wir erwarten Sie!“ sagte er endlich, langsam, zwinkernd.

Der Bräutigam nickte mechanisch ein Ja.

„Wir erwarten Sie zurück!“ flüsterte der Alte nochmals und fuhr schön wieder nach Hause.

Und alsbald stellte er sich ein. Viel früher, als sie geglaubt, als sie gehofft hätten. Kein voller Monat verfloss und er hatte „in der Gegend zu thun“. Er kam zum Grabe seiner Braut und zu seiner neuen Braut. Die Pietät für die eine, die Liebe zu der anderen zog ihn hieher.

---

## 6.

Acht Monate später fand in der Tarder Kirche die Hochzeit statt. Der alte Bannai wollte es so. Selbstverständlich ließ er, damit die Schriften seiner So in Ordnung seien, zuerst sich selbst mit seiner Frau nach Art und Sitte trauen.

So selbst kümmerte sich wenig um die Ceremonie.

„Ich ginge auch so mit dir,“ sagte sie, „gleichwie meine Mutter dem Vater gefolgt ist.“



Der Firtlesanz, die Verkündigung langweilte sie, vor der Predigt hatte sie Angst, vor den Zuschauern, und im geheimen, auch vor der Trauer des armen Hochwürdigen graute ihr. Sie wollte darum auch gar nicht verstehen, warum sie sich just dort trauen lassen müsse, wo man für ihre Vorgängerin erst vor wenigen Monaten die Bank vor dem Altar mit Blumen geschmückt.

Der gelbe Mann machte ein schlaues Gesicht.

„Es ist zweifellos, daß dort eine Trauung stattfinden mußte. Ob das nun im Meere der Zeit um ein Jahr früher oder später geschieht, das ist dem lieben Herrgott gleich. Ebenso wie es gleichgültig ist, welches der vielen, vielen Millionen Mädchen diesmal den Myrtenkranz trägt!“

Sie verstanden ihn nicht, sie waren aber daran gewöhnt, daß der alte Herr auf seine Klugheit hin unverständliche Dinge zusammenplappere. Sie fügten sich seinem Willen und schwuren einander in dem stillen kleinen Kirchlein ewige Treue.

Die Zeit steuerte wieder dem Winter zu; die Gegend lag wieder in Schnee. Es war nicht leicht, dem Kirchhof nahezu-kommen, allein trotzdem suchten sie, ehe sie wegreisten, Schneewittchen auf. Sie wandten die Blicke voneinander ab, damit sie einander angefichts des weißen Hügel's nicht liebevoll ansehen mögen. Ihre Lippen dürsteten heiß nach Küssen und doch küßten beide nur das Kreuz dieses Grabes. Erst der Mann, nach ihm die Frau.

Dann gingen sie mitsammen weg. Der Alte begleitete sie nur bis zur Grenze. Dort schied er von ihnen, sich mit Gewalt den Armen der Tochter entwindend und mit einer Geste, die einem Fremden sicherlich komisch erschienen wäre, sagte er: „Geht, geht rasch!“

So zitterte vor Bewegung: „Wann kommst du, wann, Vater?“

„Morgen . . . nie . . . noch lange nicht!“

Man konnte kaum verstehen, was er sagte. Nur das eine verstanden sie, er wünsche, sie mögen gehen, fliehen!

Und sie flohen, die Kleinen und die großen Hügel blieben hinter ihnen zurück, der Schnee verschwand vor ihren Augen, sie kamen in Gegenden, wo der Frühling blühte.

Endlich waren sie daheim. Kein voller Tag war noch vergangen. Und diese kurze Zeit genügte dennoch, um sie erkennen zu lassen, daß es von der Erschaffung bis ans Ende der Welten nichts Natürlicheres gebe, als daß sie beide beisammen seien, untrennbar, für immer. Ihnen schien, als sei dies immer so gewesen, als werde dies immer so sein. Sie waren so vollständig ineinander aufgegangen, daß sie beinahe den Verstand verloren; sie sprachen allerlei närrisches Zeug durcheinander.

„Wer bin ich?“ fragte das Mädchen.

„Ich!“ erwiderte der Mann.

„Woher hast du mich geholt?“

„Ich hätte dich geholt?“

In den mit Gas beleuchteten Zimmern eines großen, nach schroffem Kasernensystem erbauten vierstöckigen Hauses schlug die kraftvollste, frischeste, naivste Liebe ihr Nest auf. Und der durch die dünnen Ziegelwände herlibertönende Lärm störte sie nicht; sie genossen die Einsamkeit der Großstadt, wo der betäubende Lärm die Stille ersetzt. Sie hörten nur einander; Monate verstrichen und noch immer fuhren sie erschreckt zusammen, so oft an die Thür ihres Zimmers gepocht wurde.

Sie erwarteten jemand, fürchteten jemand, der sich zwischen sie drängen könnte.

Nichts und niemand störte sie, nur die Arbeit, die Kanzlei, die den Gatten für einen großen Teil des Tages mit Beschlag belegte. So verbrachte den ganzen Tag allein und damit, ihre lückenhafte Erziehung zu ergänzen. Ihr Vater hatte ihr einen mythologischen Namen und eine dementsprechende Erziehung gegeben, von den häuslichen Angelegenheiten, von Frauenangelegenheiten verstand sie nichts. Von der Küche nicht einmal so viel, daß die Magd an den gewöhnlichen Betrügereien Freude gehabt hätte. So gab ihr einen Gulden auf Paprika und war

überglücklich, weil sie auf dem Markte ähnlich geformtes Brot erhielt, wie dasjenige war, das sie zu Hause gegessen hatten. Die Kunst des Kochens war in ihren Augen geheimnisvoller, als die Alchimie und als sie die Bereitung der sogenannten „Einbrennsuppe“ beobachtete, war sie riesig überrascht: „Wie sonderbar doch das Leben ist!“ sagte So mit Beziehung auf die Einbrennsuppe.

Sie lachten gar viel über derlei Dinge. Ganz besonders unterhielten sie sich darüber, daß So mit der Magd umging wie mit ihrem Lehrmeister, wie mit einem höheren Wesen, was sich die Magd natürlich sehr gern gefallen ließ. Sie acceptierte die Situation und behandelte sogar mitunter die Herrin unterschieden schlecht, ja sie brachte sie nicht selten zum Weinen.

„Wäre nur meine Mutter da!“ sagte da die junge Frau. „Aber sie kommt und dann . . .“ drohte sie.

Sie hätte ihre Mutter sehr gern gesehen, um Rat gefragt. Allein die alte Frau kam nicht, auch schrieb sie nicht, einfach darum, weil sie gar nicht schreiben konnte.

Der Doktor schrieb allwöchentlich, lange Briefe, verliebte Dithyramben an seine Tochter, an seinen Schwiegersohn. Sie und da änderte er aber die Tonart und schrieb kaum leserliche, wütende Zeilen. So zum Beispiel: „Ich schreibe nicht; So liebt mich nicht mehr; sie ist untreu und undankbar gegen mich, der ich in einer Person ihr Vater, ihre Amme, ihr Courmacher, ihr Lehrer und ihr Bravo gewesen . . .“

---

## 7.

Ihr Bravo? Was wollte er damit sagen? Sie verstanden ihn nicht. Allein sie scherten sich nicht allzuviel um die Sache und versöhnten so bald als möglich den Alten. Sie riefen, lockten ihn nach Budapest; allerlei wahre und falsche Ursachen wurden vorgeschützt; vergebens. Er schrieb ihnen ohne Umstände, er komme nicht zu ihnen, weil er sie in dem Milieu von Budapest nicht sehen wolle. „Und wenn ich krank

würde?" fragte So. — „Auch dann ginge ich nicht,“ erwiderte der Alte.

Zwei Tage nach dem Datum dieses Briefes, gegen Abend, da Emerich bereits im Begriffe stand, nach Hause zu gehen, trat der gelbe Mann in seine Kanzlei. Sie umarmten einander, die Augen des Alten standen in Thränen. Er schämte sich förmlich seiner Freude und blickte um sich: „Ist niemand hier?"

Sie waren allein. Der Alte setzte sich.

„Ich bin müde; kam soeben an; bin ohne Kaff hieher gefahren.“

„Ei, Sie waren noch nicht zu Hause?"

„Nein, ich will auch gar nicht dahin. Ich will nicht, daß So mich sehe, daß sie von meiner Anwesenheit erfahre.“

„Ist etwas vorgefallen?"

„Nein. Ich habe nur mit einigen hiesigen Ärzten zu thun; ich brachte einen reichen Patienten herauf, der ein bißchen wahnsinnig . . . Doch zur Hölle, ich selbst bin der Patient, wozu denn lügen; eine furchtbare, grausame Nervenkrankheit quält mich. Denke dir diesen Wahnsinn: ich halluciniere, dein Pastorenfräulein unterhält sich mit mir. Auf dem Wege von einem Bauer zum andern werden die Hecken lebendig und sie spricht aus den Sträuchern zu mir. Ich sehe nicht ihre Gestalt, aber ich höre ihre Stimme.“

„Und was spricht sie?" fragte Emerich Balassa etwas zerstreut, seine Manschetten auf dem Schreibtisch suchend.

„Solchen Unsinn: Mit Verlaub, Herr Doktor, aber ich habe ein Recht auf das Leben. Das Leben ist so schön und es giebt nicht mehr, nur eines. Und Sie haben mir das meinige genommen, ja, genommen. Warum haben Sie es gethan? Warum?"

„Sie haben mich vergiftet! Warum?"

Flüsternd und zitternd sprach er das letzte Wort aus. Mit der gebrochenen, geknickten Figur wirkte er entschieden komisch. Emerich Balassa war trotzdem entsetzt.

„Aber das ist ja Wahnsinn!“ sagte er leise, um sich blickend, ob nicht doch noch jemand hier sei.“

„Es ist wahr!“ sagte Doktor Bannai ruhig.

Es war dunkel in dem weiten Amtszimmer, eine einzige Gasflamme brannte über den beiden Männern, ihr Schein fiel auf zwei todbleiche Gesichter. Die Leiber waren in Dunkel gehüllt und zwei blasse Köpfe, zwei beängstigend starre Augenpaare sprachen miteinander.

„Es ist wahr. Das Mädchen lügt nicht; ich habe sie vergiftet,“ sagte jetzt der Alte enrager, laut.

„Vergiftet?! Unsinn — vielleicht nicht gut behandelt, nicht besser als Sie es konnten! Wie kann man darum seelisch erkranken! Die Arme mußte sterben, weil das Bestimmung, weil es so vorgezeichnet war!“

Der Schwiegervater blickte dem alten Manne tief in die Augen; er suchte darin den Wahnsinn; er faßte seine Hand, tröstete ihn, wollte ihn beruhigen. Der Arzt wandte das Haupt ab: „Schau mich nicht an, sonst muß ich glauben, daß ich wirklich wahnsinnig bin. Allein ich weiß bestimmt, daß ich es nicht bin; ich weiß bestimmt, was ich gethan. Ich gebe dir mein Ehrentwort darauf, daß ich hellen Geistes spreche und ich flehe dich an, mir zu glauben, was ich spreche. Es ist gräßlich, daß ich es erzähle, auch das ist eigentlich eine Schurkerei, allein ich sag's doch. Ich muß mich jemand anvertrauen, sonst brülle ich es in die Welt hinaus, für die gemeinen Kerle alle. Es ist Dummheit und Verbrechen, daß ich's just dir sage, gerade du dürftest es nicht erfahren, allein du bist ja der einzige, der mich nicht verrät. Wie aber, wenn du's dennoch thust, ja, ich hoffe, daß du mich verrätst. Es wäre ganz gut, über die Sache mit einem Mal hinwegzukommen und just durch dich. Nur das eine — wenn es möglich wäre, das Ding so zu erledigen, daß So von dem Schicksal unberührt bleibt. Sie darf es nicht berühren, sie darf nichts wissen; wenn man sie einschläfern könnte für die Zeit . . .“

Der gelbe Mann trocknete sich die Stirne mit dem großen

gelben, weißgeblumten Taschentuch; er schöpfte Atem, ruhte aus: „Warte ein wenig, alles drängt sich mir mit einem Mal nach dem Hirn, auf die Lippen. Es thut mir kannibalisch wohl, was ich jetzt sagen will. Fürchte dich nicht vor mir; rege dich nicht auf; du siehst beängstigend aus, obzwar du nicht einmal glaubst, was ich sage. Du hältst mich noch immer für verrückt und das ist noch kein Beweis für schlechte, nur für oberflächliche Urteilskraft. Auch ich weiß, daß dies der Schein ist und ich denke darüber nach, ob's nicht wohlgethan wäre, die Sache zur Anzeige zu bringen, und mich in eine Art Pension, nach dem Leopoldfelde versetzen zu lassen. Ich könnte dort ganz gut leben, sorglos, mit den jüngeren Kollegen Karten spielen, mit den Primärärzten soupiere, sie waren ja mit mir auf der Klinik. Mitunter, von wegen der Autorität, würde ich einen Wärter ohrfeigen, im Interesse meiner Position ein wenig rasen, damit man mich nicht hinauswerfe. Es wäre das gar nicht schlecht, denn es würde euch nicht sonderlich alterieren. Ich wäre eben verrückt geworden, und das ist bereits gescheiterten und jüngeren Leuten passiert. Mitunter könnte ich euch sehen, vielleicht auch meine Entelchen. Denn drüben giebt es einen schönen Garten, ich könnte Gärtner spielen und endlich meinem wahren Berufe leben. Aber . . .“

„Aber . . .“ sprach Emerich Balassa unwillkürlich dem Alten nach.

„Aber ich bin nicht verrückt, mein Geist ist so klar und gesund, daß ich nicht einmal die Hoffnung habe, wahnsinnig werden zu können. Wenn es Wahrheit giebt, dann ist jedes Wort, das ich spreche, Wahrheit. Höre mich an und mache dich nicht lächerlich, indem du den Psychiater spielst. Ich habe das Pastorenfräulein ermordet. Auf die entschiedenste, auf die einfachste Weise. Und zwar that ich es aus zwei Gründen: aus einem wichtigen und aus einem nebensächlichen Grunde. Der wichtige Grund sieht aus wie eine Lüge und ihr, die ihr nicht auf der Basis des Naturforschers stehet, könnt ihn gar nicht verstehen. Ich habe die Geltendmachung eines großen

Gefetzes gefördert, indem ich ihr statt des Chinius Arsenik reichte, als ich sie tötete. Allein ich detailliere dir das Hauptmotiv nicht, du wirst es ohnedies niemals acceptieren. Allein, es ist nötig, daß ich einiges über das Nebenmotiv sage. Es ist Soß wegen geschehen, für So, damit sie glücklich werde. Hat sie das Recht darauf, oder hat sie es nicht? Habe ich recht oder nicht?"

Emerich ließ Bannais Hand fahren und wandte sich ab; seine Gestalt verschwand in der Dämmerung. Nur seine Stimme war hörbar: „Das ist entsetzlich, man muß wahnsinnig werden, man muß wahnsinnig werden!“

Der gelbe Mann folgte ihm in das Dunkel: „Wenn man das Talent dazu hat, dann thut man's, wenn nicht: dann ist alles umsonst. Über das Schwerste sind wir jetzt hinaus, du weißt, was geschehen ist. Und daß du es wissest, das war die Hauptsache. Damit wirst du dich abfinden müssen. Wie du diese Rechnung machst, das liegt an dir. Ob du sie für dich behältst, zum Privatgebrauch? Ob du sie der kompetenten Stelle übergiebst? Es wäre vielleicht das Beste, die Geschichte publik zu machen! Dann aber müssen wir über eine große Prozedur hinweg: über die Exhumierung! Weißt du, was das ist: Exhumieren? Man hebt das Pastorenkind aus seinem Sarge . . .“

Die Stimme des gelben Doktors klang erstickt: der Atem versagte ihm. Er setzte sich und verfolgte mit schielendem Blick die im Zimmer auf- und niederschreitende Gestalt Emerich Balassas.

„Ich möchte wissen,“ sagte er nach der Pause, „ich möchte sehr gern wissen, wie du über die ganze Sache denkst? Was du fühlst? Hassst du mich, weil ich dich der Braut beraubt, oder betest du mich an, weil ich dir eine Frau gab, die das erste Weib der Welt ist? Es ist wahr, ich konnte sie dir nur nach einer unmoralischen Handlung geben, allein du konntest bis ans Ende rein bleiben. Dich kümmert es nicht, was ich gethan; du bleibst ehrlich. Wäre sie am Leben geblieben, so

hättest du sie getreu deinem Worte geheiratet, obgleich du keine Sehnsucht nach ihr hattest, obgleich dein ganzes Herz, all dein Blut sich nach der anderen sehnte. Warum starb sie also, warum tötete man sie, warum ließ sie sich stumm einscharren? Du stehst rein da, du und So, ihr seid so rein, daß ihr euch kein Sota um einen alten Narren zu kimmern braucht, der zufällig mit euch verwandt ist. Seid ihr etwa für mich verantwortlich? Wäre ich euer Kind, dann hättet ihr mich gezeugt, erzogen, so aber bin ich euer Vater und ihr hattet nie die Macht, Einfluß auf mich zu üben!"

Er schien wieder erschöpft und ruhte aus. Emerich Balassa blieb vor ihm stehen: „Sagen Sie, das all dies Lüge ist, begnadigen Sie mich!“

Der Alte wurde gereizt: „Narr! Wozu sollte ich dir etwas vorlügen!“

Und seine Stimme klang so, daß ein Zweifel nicht mehr möglich schien. Was der Alte gesagt, mußte wahr, vollkommen wahr sein. Emerich ward es jetzt klar, daß man seine kleine kalvinistische Heilige ermordet hatte. Ermordet ihretwegen: Soß wegen. Und siehe da, ihr weißer Leichnam bettet sich zwischen beide. Er fordert Raum für sich, als Scheidewand zwischen ihnen. Was nützt es, daß niemand diese Erscheinung sieht, wenn er sie sieht, fühlt, vor ihr erschauert.

„Armes kleines Geschöpf, arme unglückliche Kleine!“ brach es jetzt als Ergebnis wirrer Kontemplation aus Emerich Balassa hervor. Und mit halberstickter Stimme wiederholte er: „Armes kleines Geschöpf, wem thatest du etwas zuleide?“

Der Arzt setzte den Hut auf und ging auf die Thür zu. „Ich gehe,“ sagte er. „Gott mit dir. Servus!“ Er öffnete die Thür, schloß sie aber wieder und kehrte zurück.

„Wenn du glaubst, daß ich euch mit meinem plötzlichen Tode einen Dienst erweisen kann: Befiehl! Sag's jetzt, oder telegraphiere; in achtundvierzig Stunden bin ich fertig. Allein ich glaube, du siehst ein, daß das nicht nötig ist. Mein Organismus hält noch zwanzig Jahre ganz anständig aus, es



wäre Thorheit, ja Unrecht, ihn der Freude seiner Funktionen zu berauben. Wenn du anderer Ansicht bist, nur heraus damit. Eins bedinge ich mir aber: So darf nicht erfahren, warum ich das Geschäft aufgegeben. Bedenke, daß sie das nicht erfahren darf. Übrigens liegt das mehr in deinem Interesse als in dem meinigen. Warum, das weißt du gerade so gut wie ich. Sie verläßt dich im selben Augenblick. Sie tritt ihren Platz der Toten ab. Mit Ekel und Furcht wird sie den — ihrer Auffassung nach — usurpirten Platz verlassen. Und was wird sie dann thun?“

„Was?“ sprach Emerich Balassa, laut denkend, dazwischen.

„An meine Seite wird sie sich stellen. Ins Gefängnis mit mir kommen. Sie kommt mit mir! Ich kenne sie!“

Er zitterte vor Bewegung, er hatte nicht mehr die Kraft, zu sprechen. Er ging, wankte hinaus, noch mehr gebrochen als beim Kommen. Emerich sah ihn gehen, hörte seine schlurfenden, tastenden Schritte auf dem finsternen Korridor und dennoch sah er jene phantastische gelbe Stirne vor seinen Augen leuchten.

Er preßte die Zähne aufeinander; er wäre am liebsten auf die Erscheinung losgestürmt und hätte sie zerschmettert. Er brüllte auf vor Pein und Wut und das erweckte ihn aus der außerordentlichen Emotion. Er blickte auf die Uhr: beinahe Zehn. Er stürmte nach Hause.

So erwartete ihn beim Hausthore, die Magd stand neben ihr. Sie hatte gefiebert aus Angst, ihrem Gatten könne etwas zugestoßen sein. Sie betastete ihn, wollte nicht glauben, daß er wohl sei. Als sie dann endlich einsah, daß er körperlich wohltauf war, erfaßte sie solche frohe Laune, daß sie die Wortkargheit ihres Gatten gar nicht bemerkte. Übrigens pflegten sie um solche Zeit nicht viel zu plaudern, sondern Arm in Arm sanft einzuschlummern.

An diesem Abende entwand der Mann sich den Armen der Frau und ging in das andere Zimmer hinüber.

## 8.

„Lassen Sie mich, meine Liebe! Man muß auch arbeiten, man kann nicht immer gleich den Tauben schnäbeln. Sie glauben, das Leben sei ein langer Ruß und ich ein Prinz, der nichts weiter zu thun habe, als zu lieben. Und doch ist das Leben kein feuriger Ruß, sondern ein giftiger Biß.“

So blickte verwundert zu ihrem plötzlich in einen Weltweisen verwandelten Gatten empor. Sie war entsetzt, allein gleichzeitig erfüllte sie diese philosophische Sprache mit Wonne. Sie neigte das Haupt auf die Schulter des Mannes und legte die Füßchen auf seine Knie: „Du sprichst jetzt so schön und ich höre dir so gern zu; sprich nur weiter von solchen Dingen. Ich fürchte mich ein wenig vor dir, aber das thut mir schrecklich wohl. Eigentlich sprichst du so schön, daß ich dich gar nicht verstehe. Warum bist du mir böse, was habe ich verschuldet?“

„Du nichts, aber das Leben ist so grausam!“

So lachte hell, sie sprang wie ein Kind in die Höhe vor Lachen. Allein sehend, daß ihr Gatte nicht mit ihr lache und daß sein Antlitz noch immer düster sei, wurde auch sie ernst: „Es ist wahr,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „es giebt sehr viel hungrige und kranke Menschen in der Welt. Besonders hier sehe ich sie, wenn ich zu Markte gehe. Ich möchte ihnen gern helfen, allein ich bin nur ein Weib; warum verabredet denn ihr Männer euch nicht, warum bringt ihr diese Sache nicht in Ordnung?“

Emerich Balassa lächelte einen Augenblick, dann aber ward er wieder ernst. Als hätte er das Lächeln für eine Sünde, den Ruß für ein Verbrechen gehalten, so benahm er sich. Er ging früh vom Hause weg, kam spät heim und zu Hause hatte er immer zu thun: „Gute Nacht; heute muß ich wieder die ganze Nacht hindurch zeichnen. Man muß ja leben!“

Augenblicklich, ohne jedes Zaudern sonderte er sich von dem Wesen ab, mit dem er verschmolzen war. Er fühlte, daß er dies thun müsse, was aber das Ende sein werde, davon

hatte er keine Ahnung. Er achtete jedoch darauf, daß Zo nicht argwöhnisch werde, daß sie nicht seinen Motiven nachforsche.

Sie und da, wenn er die Frau allzu traurig fand, küßte er sie auf die Stirne und dann ging, flüchtete er weiter.

Zo stellte sich ihm nicht entgegen, sie beobachtete nur. In den ersten Tagen nahm sie die Sache leicht; sie glaubte, ihr Gatte habe wirklich eilige, dringende Arbeit. Sie ging auf den Fußspitzen, bat die Magd, nicht laut zu lachen, wenn sie etwas im Hause verkehrt anstelle. Allein die Arbeit und noch mehr die schlechte Laune des Mannes währte gar zu lange. Zo verlor die Geduld und weinte.

Aber ihre Thränen trockneten rasch, denn sie vermochte nicht ständig Schlechtes zu denken. Bisweilen bildete sie sich auch ein, das müsse so sein und schließlich sei auch das Glück, wenn sie mit ihm beisammen sein, eine und dieselbe Luft mit ihm atmen dürfe. Daß ihr Gatte sie nicht mehr liebe, das kam ihr nur eine Sekunde lang in den Sinn. Damals aber hätte sie nicht gezögert, ihren Mann und sich selbst umzubringen. Sie hatte auch Momente, wo sie mit Selbstüberwindung die Stirne runzelnd und die Augen anstrengend in das ihr unbekanntes Weltenleben blicken wollte, welches ihr die nötigen Erklärungen geben sollte. Ein andermal erwachte die kleine Naturforscherin in ihr und sie stellte fest: die Männer seien alle so, nach einem gewissen Zeitraume werden sie der Frauen überdrüssig, im Herzen aber lieben sie dieselben dennoch weiter.

Ihre glücklichsten Momente waren diejenigen, wenn sie glaubte, Emerich spiele nur mit ihr, er spiele nur den Gelangweilten und sie sei unglücklicher als er. Der Frauentroz erwachte in ihr.

„Gut, wir wollen sehen, wer früher müde wird!“ dachte sie bei sich und setzte eine trotzig-mürrische Miene auf.

Allein nun hielt sie die Zeit für gekommen, sich aufs Lauern zu verlegen.

Der zweite Monat war verfloßen, seitdem sie so lebten, nebeneinander, ohne einander. Um zehn Uhr abends wünschten

sie einander gute Nacht, Emerich zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, So legte sich nieder und blies sofort das Licht aus. Zwei Monate lang vermochte sie sich zu bezwingen, daß sie nicht aufstehe, um zu sehen, wie ihr Mann arbeite, wie er an dem Schreibtisch sitze, was für Miene er mache, ob er nicht gähne, nicht friere? Der Unausstehliche, der Feure!

Bis Mitternacht wartete sie, dann stahl sie sich im Finstern an die Glashür.

Unter der rauchenden Lampe, mit auf den Arm geneigtem Haupte schlief Emerich Balassa. Oder schlief er vielleicht gar nicht? Vielleicht war er nur müde und ruhte aus.

So wartete auf der Schwelle, bis ihr Gatte das Haupt erheben werde; sie wollte sein Antlitz sehen, um jeden Preis, und sie beschloß, nicht von der Stelle zu weichen, bis nicht der Gatte erwache. Bis zum Morgen mußte sie warten; das Petroleum in der Lampe war beinahe ausgebrannt, als Emerich sich regte, das Haupt erhob, aufstand. So lauerte zitternd auf jede Bewegung und ersticke das Weinen, das sich ihr aus der Kehle drängte, als sie das furchtbar veränderte Angesicht ihres sonst so heitern Mannes erblickte. Sie wollte hinein zu ihm, wollte ihn umfassen, an seinem Halse sich zu Tode weinen, allein sie hatte nicht den Mut dazu.

Tagelang belauschte So so ihren Gatten und sie sah, daß Emerich die ganze Nacht an seinem Schreibtische, zum großen Teile schlaflos, aber stets unthätig verbringe. Warum wachte er? Sie konnte es nicht verstehen. Sie wachte mit ihm, vor dem Gedanken zitternd, er könne sie beim Lauschen ertappen, und erschöpft von dem unausgesetzten Kampfe, der in ihrem Innern tobte: ob sie zu ihm hinein solle oder nicht, ob sie reden solle oder nicht?

Sie wurden beide krank von diesem phantastischen, unsinnigen Nachtleben; die Schlaflosigkeit, die ewige gewaltsame Unterdrückung der Sehnsucht, die sie nacheinander empfanden, peinigte und marterte sie wie irgend ein ständiges heftiges Fieber. Und hie und da, wenn sie ihrer selbst vergaßen, da

prüften sie sich erschreckt, mit heißer Theilnahme, ganz weick geworden, mit den Blicken, sie sprachen auch über ihren gegenseitigen Zustand, aber in trockenem, gezwungenem, gleichgültigem Tone.

Schließlich konnte So sich nicht mehr überwinden, sie schrieb an ihren Vater. Sie schrieb alles, ihre Verzweiflung, ihre Hoffnungen, und den Brief schloß sie mit den Worten; es sei „alles zu Ende“.

Die nächste Post brachte die Antwort. Der Alte schrieb ganz kurz: „Nichts ist zu Ende. Ich komme und will alles selber ordnen: Es soll Gerechtigkeit geübt werden.“

Es soll Gerechtigkeit geübt werden? So verstand diesen Satz nicht und sie bereute, daß sie sich an ihren Vater gewendet habe. Nur sie, sie allein hatte das Recht, nach der Wahrheit zu forschen, nur sie kann diesem kalten, finsternen Geheimnis auf die Spur kommen, das sich zwischen sie gedrängt, um sie beide zu erstarren, zu töten, für immer voneinander zu trennen.

Sie beschloß, vor ihren Gatten hinzutreten, seine Hand anzufassen, ihm in die Augen zu schauen und zu sagen: „Wenn du mich nicht mehr liebst, so jag' mich weg, aber peinig mich nicht, peinig mich nicht!“

Hundertmal wiederholte sie sich diese Worte, die ihr zwei Tage lang in den Ohren summten, bis sie die Kraft fand, sich vom Bette zu erheben und im Finstern zur Thür hinzustolpern. Emerich saß jetzt nicht beim Tische. Auch die Lampe hatte er ausgelöscht, vielleicht schlief er gar.

Sie konnte kaum atmen, zitternd tastete sie sich zum Divan hin, wo ihr Gatte vollständig bekleidet lag. Sie berührte ihn mit der Hand: „Ich bin es, Emerich, ich . . .“ flüsterte sie.

Statt jeder Antwort preßte der Mann sie mit aller Kraft an sich. Dann — einen Moment später — lösten sich seine Arme.

„Geh von hinnen, geh hinaus!“ sagte er laut.

Die Frau wich nicht, sie umklammerte seinen Nacken.

„Nein, ich gehe nicht. Ich liebe dich, ich will, daß du

mich liebest, ich weiß, daß du mich liebst! Warum also peinigst du mich? Peinige mich nicht, schlag mich lieber, jage mich von dir! Töte mich! Warum thust du's nicht? Sei grausam mit mir, aber nicht so! Erhebe die Faust und zerschmettere mich, oder, ich bringe ein Messer, schneide mir den Hals entzwei, aber . . .“

Ihre Worte erstickten in Schluchzen, man konnte sie nicht mehr verstehen.

Sie saßen nebeneinander auf dem Divan; gesenkten Hauptes, starr vor sich hinblickend in das undurchdringliche Dunkel.

Nur das leise Weinen der Frau war hörbar in der Nacht.

„Warum weinst du, du weißt ja nichts, nichts, nichts . . .“ sagte der Mann in einem Tone, der So tief ins Herz schnitt und sie so furchtbar schmerzte, daß ihre Thränen versiegeten.

Sie warf sich auf ihren Gatten, umhalsste ihn und strich mit den geöffneten glühenden Lippen über das kalte Antlitz ihres Mannes: „Was weißt du, sag mir, was du weißt! Nur mir sag es, deiner kleinen Katze, niemand sonst!“ flüsterte sie ihm mit wollüstigem Schmeicheln und ächzendem Weinen ins Ohr, würzige Küsse zwischen jedes einzelne Wort streuend.

Der Mann ließ sich küssen und antwortete nicht. Er schloß sie nicht mehr von sich, ja er wendete ihr sein Haupt zu, umarmte sie auch sanft, allein er sprach kein Wort, gleichsam als wolle er die süß-schmerzliche verbotene Umarmung vor sich selber verheimlichen.

Auch So schwieg, eine süße Wärme durchströmte ihr Herz und förmlich betäubt genoß sie die erneuerte Zärtlichkeit ihres Gatten. Und sie schrie auf vor Freude, als ihrem Gatten, wie sie in der Nacht so nebeneinander da saßen, eine von ihm erfundene Methode des Küssens einfiel, Aug' an Auge gepreßt, sanft, dann immer kräftiger und so intensiv schließlich, daß ihre Augen so feurig wurden, wie zwei küssende, glühende Lippenpaare.

Ein sanguinisches kurzes Lachen ward hörbar in der Nacht; Weiberlachen; Glanz im Dunkel.

„Lache nicht!“ sagte Emerich mit erstickter Stimme, das Lachen Fos in einem Meere von Klüffen ertränkend. „Lachen Sie nicht, denn ich töte dich sonst! Du bist mir hassenswerth, weil ich dich so sehr liebe. Ich müßte dich verabscheuen und ich zittere für dich! Eher möge ich selbst, möge alles vergehen, aber Sie sind mein! Mir graut vor dir und doch möchte ich mein Antlitz in deinem Haare begraben! Du möchtest mich mit den Füßen hinwegstoßen, weil ich dich so sehr liebe und ich müßte dich von mir weisen, weil du mich so sehr liebst. Es ist Verbrechen, Verbrechen, Verbrechen, daß wir einander berühren. Schmiege dich an mich, fest, fester und fester, denn ich kann noch atmen und sollte es nicht können. Klammere dich an mich, so, daß ich daran sterbe, so, daß wir beide daran sterben.“

„Willst du, mit mir?“

„Ich will!“

„Wann?“

„Jetzt, wenn es dein Wille ist.“

Sie ließen boneinander, zitternd blickten sie einander an, sie sahen ihre Augen durch die Nacht leuchten.

„Weißt du,“ sagte der Mann, „daß wir nicht leben dürfen.“

„Ich weiß es.“

„Du weißt es? Wer sagte es dir?“

„Du, und ich fühle es.“

„Weißt du, daß für uns jemand sterben mußte?“

„Wer?“

„Meine erste Braut.“

„Ich weiß es, aber du hast mich geliebt.“

„Dich, nimmer eine andere. Und darum mußte sie sterben. Damit wir einander angehören können — darum wurde sie ermordet.“

„Ermordet? Wer that es?“

„Dein Vater!“

„Ermordet?“

„Vergiftet!“

„Wer sagt das?“

„Dein Vater!“

„Wem sagte er es?“

„Mir, er verriet sich, es duldeten ihn nicht länger, er war hier und erzählte es.“

Dem Blitze gleich, so zuckten Frag' und Antwort durch die Nacht. Eine geheimnisvolle Helle umströmte beide, sie sahen einander im Dunkel. Sie erschauerten vor ihrem gegenseitigen Anblick und faßten sich an den Händen, ineinander Schutz suchend voreinander.

Ihre Herzen waren erfüllt von Liebe, allein vor ihren Augen schimmerte ein blasser, kalter Mädchenkopf, das traurige Phantom des Pastorenkinds.

Es wurde Morgen; es fröstelte sie.

Ihnen war, als hätten sie ein Verbrechen begangen, indem sie zärtlich zu einander gewesen. Hand in Hand, suchten sie doch einander auszuweichen.

„Was werden wir thun?“ fragte die Frau bei sich selbst.

„Was werden wir thun?“ fragte der Mann.

Von da ab, bald laut, bald verschwiegen, schwebte diese Frage auf ihren Lippen, so oft sie einander sahen. Sie suchten eine Antwort, allein sie fanden keine. Im geheimen hofften sie auf eine Lösung, allein vorläufig fanden sie nicht einmal eine anständige Ausflucht.

---

9.

Das Phantom des Pastorenkinds, das Andenken des Opfers ihrer Liebe trennte sie voneinander, weckte aber gleichzeitig ein heißes, weil verboten, verbrecherisch scheinendes Sehnen in ihnen, das sie so schwer zu tragen vermochten, wie den Durst nach Getränk an einem heißen Sulztage. Sie verloren beinahe den Verstand dabei und ihr Selbstbewußtsein war in der That nicht klar, wenn sie einander in die Arme flüchteten.

So war ein wenig eifersüchtig auf die Tote.



„Du hast sie geliebt, sag's, daß du sie liebtest, ich bin nicht böß darum,“ sagte sie traurig.

Emerich schwieg. Die Frau drängte.

„Nein, nein!“ sagte endlich der Mann flüsternd. Er rechtefertigte sich und erzählte bis ins kleinste Detail, wie er in das Haus des armen Pastorenkinds gelangte.

„Ich studierte, lebte für mich. Es war vielleicht das erste anständige Mädchen, das ich kennen gelernt. Sie rührte mich. Ich hätte sie so gern geliebt und wäre doch für immer unglücklich mit ihr geworden.“

Ein andermal wieder, insbesondere gegen Morgen zu, sprach er von der kleinen Märtyrerin, als ob er sich seither, da sie für ihn ihr Martyrium erlitten, wirklich in sie verliebt hätte.

„Jetzt sehe ich sie oft, ich träume von ihr, auch wenn ich wach bin, insbesondere im Amte. Sie blickt mich an, kummervoll, süß, demüthig. Sie war so gut zu mir, ich glaube, es war das beste Geschöpf, das je auf der Welt gelebt. Sie wurde krank, weil ich mich verspätete. Sie konnte es nicht ertragen, daß sie mich tagelang nicht sehen durfte. Niemals hat mich ein Mensch, niemals wird mich ein Mensch so lieben, wie sie mich geliebt.“

Das Faktum der Vergiftung selbst, der Mord des gelben Mannes gelangte kaum zur Sprache. Sie nannten das, was er gethan, nie beim rechten Namen. So brachte es einmal vor.

„Ich liebe meinen Vater, ja ich liebe ihn noch mehr darum, weil er es gethan.“

„Weil er gemordet?“

„Weil er gemordet.“

„Dann habe ich ja aber auch vor dir Angst.“ Und der Mann blickte mit einiger Furcht auf seine Frau.

Alein er preßte sie gleich darauf nur mit um so mehr Feuer an sich. Es fehlte nur noch, daß So freiwillig die Mitschuldige des Vaters wurde. Jetzt näherte er sich ihr, als ob er den furchtbarsten Ehebruch mit der eigenen Frau begehen würde. Ja, es fiel ihm nicht selten ein, ob er denn auf solche

Weise nicht gleichfalls mitschuldig an dem Verbrechen würde. Bisweilen schien es ihm, als sei er es bereits geworden, und da geriet er in starke Versuchung, sich dem weltlichen Gericht zu stellen, alles zu verraten. Er wäre am liebsten in den Kerker gelangt und hätte denjenigen zur Richtstätte gebracht, der für sie gehandelt.

Es kam vor, daß auch So sagte: „So kann es nicht weitergehen. Es muß Gerechtigkeit geübt werden. Mein Vater möge sich den Richtern stellen, seine Strafe entgegennehmen, wir aber . . .“

„Wir aber . . . ?“

„Wir gehen voneinander, du südwärts, ich nordwärts, wir mögen einander nie wiedersehen.“

Sie nahmen fortwährend Abschied voneinander undkehrten dennoch immer wieder zu einander zurück.

„Gut denn! geh' zu ihr, wenn du sie mehr liebst,“ sagte die Frau zu solcher Zeit, wenn der Mann, bewegt und ganz weich geworden, an das kleine Opfer zurückdachte.

So weit waren sie gelangt, daß in ihre kleine Wohnung das weiße Phantom als Drittes einzog. So erblickte in ihm ihre Rivalin, Emerich hinwieder eine unerreichbare, unnahbare Geliebte. Allein all diese Einbildungen nahmen sie dennoch nicht vollständig gefangen. Wenn sie beisammen waren, da fühlten sie sich wieder stark. Sie erzählten einander ihre Traumgebilde und legten einander über die kleinsten Emotionen ihrer Seelen Rechenenschaft ab. Schließlich fanden sie eine Art Wonne darin, daß es keinen einzigen Gedanken gab, den sie einander nicht erzählt hätten. Die Blut der Fliederwochen durchströmte sie inmitten ihres beständigen Zitterns. In solcher Intimität hatten sie selbst in den ersten Tagen nicht gelebt. Sie waren so glücklich, und ihr Glück sonderte sie derart von den Menschen ab, daß sie, wenn sie hie und da auffahrend die um sie webende Welt erblickten, förmlich erstaunten und erschrakten. Und sie begannen zu fürchten, daß diese Welt sich zwischen sie drängen, ihr Geheimnis erfahren und sie trennen könnte.

„Niemand darf es erfahren, niemand!“ sagte So.

„Es muß gesagt werden. Ich fühle, daß es Pflicht ist. Ich fühle, daß ich unter der Last dieses Geheimnisses zusammenbreche. Mögen es die Menschen wissen, möge die Gerechtigkeit sich erfüllen!“ sagte Emerich in Augenblicken, wo er allein war, wo er, in der Seele erschlaft, körperlich erschöpft, sein Weib in den Armen hielt, sie aber nicht sah und sie neben sich nicht einmal fühlte.

Es gab Fälle, wo sie in dieser Entschließung übereinkamen. Auch So schien es, als müsse Gerechtigkeit, unbedingt Gerechtigkeit geübt werden, als müsse Schneewittchen ihr Recht erlangen. Aber wie? Auch sie bemitleidete, auch sie beweinte nicht bloß einmal das arme Kind. Und es gab Augenblicke, wo sie sich selbst hassenswert erschien, weil das arme gute Mädchen um ihretwillen zu Grunde gehen mußte. Allein nie, keinen Augenblick lang, kam es ihr in den Sinn, ihren Vater anzuklagen. Sie fürchtete sich nicht vor ihm, sie verdamnte ihn nicht und sie dachte auch nicht an die Möglichkeit, daß er geopfert werden müsse. Vergebens machte ihr Gatte Anspielungen, vergebens sprach er klar davon, daß in diesem Falle derjenige handeln müsse, der „gehandelt“ habe. Sie verstand nicht, was er damit sagen wollte, etwas wie eine Anklage fühlte sie aber trotzdem aus seinen Reden heraus und tief erblässend, zitternd vor Aufregung schrie sie: „Nicht er, wir sind die Mörder, wir beide.“

Sie schrieb ihrem Vater Briefe, die erfüllt waren von Liebe, sie schrieb ihm vor allem, es fehle ihr nichts mehr, es sei alles Scherz gewesen, es sei ihr auch immer gut ergangen. Der Alte flügte sich, wenn auch schwer, er drohte, daß er kommen und Gerechtigkeit üben werde.

Jetzt verstand sie allerdings, was es bedeute, dieses „Gerechtigkeitüben“, und sie zitterte davor.

„Ich will nicht, daß meinem Vater etwas geschehe, ich will es einfach nicht. Wenn ihm ein Leid zugefügt würde, ich könnte mit dir nicht einen Augenblick länger leben,“ sagte So, bald drohend, bald schmeichelnd.

„Bergiß nicht, was ich gesagt,“ gab ihr Mann zurück, als er in sein Amt ging. Und sie blickte fortwährend auf die Uhr, bis der Gatte nach Hause kam. Sie erwiderte seinen Gruß nicht, sie gestattete nicht, daß er ihr die Hand küsse. Lauernd blickte sie ihn an: „Ist etwas geschehen?“

Die Antwort war regelmäßig: „Nein.“

Sofort ward sie ruhig, und schmeichelnd umfing sie den Nacken ihres Mannes.

Ich will nicht, daß wir davon sprechen. Schwöre mir, daß wir nicht mehr davon sprechen wollen. Warum sollten wir unser Leben zerstören, so werden wir ja beide krank. Müssen wir denn darum zu Grunde gehen? Das Ganze ist ja gar nicht wahr.

Mit der vollen Kunst der Frau wollte sie die ganze Geschichte des Schneewittchens ihrem Manne und sich selbst ausreden.

„Das Ganze ist Wahnsinn, es ist nicht wahr, nicht wahr!“

Zwei Tage lang sprachen sie auch wirklich nicht von dem Geheimnis. Nach dieser Pause aber erwartete So ihren Gatten fieberkrank zurück.

„Was ist geschehen? Ist etwas geschehen?“ rief sie ihm entgegen, als er zur Mittagsstunde heimkehrte.

„Ja!“ erwiderte Emerich Balassa mit klarer, ruhiger Stimme.

Sie waren noch einen Tag mitsammen. An diesem Tage, an diesem letzten Tage sprachen sie sehr wenig miteinander. So fragte wohl viermal: „Er hat sich also selbst angezeigt?“

Sie blickte starr, mit prüfendem Auge auf ihren Gatten. Dann fügte sie der Frage hinzu: „Du hast gar keinen Anteil daran, daß es so geschah? Sag', daß es so ist, gieb mir die Hand darauf!“

Dieser Händedruck war ihr Abschied. Am andern Tage um die Mittagsstunde fand der Gatte daheim auf dem Speisetische ein paar Abschiedsworte: „Er ist im Kerker, er, mein Vater. Ich bin bei ihm, ich will mit ihm sein. Ich habe Sie sehr, sehr geliebt.“

Der Tisch war gedeckt, die Magd brachte die Suppe herein.

„Die gnädige Frau läßt sagen, der Herr möge ohne sie zu Mittag essen.“

Emericch Balassa las noch einmal den mit großen Buchstaben geschriebenen Brief und nahm erst jetzt das Postskriptum wahr: „Geben Sie auf Ihre Siebensachen acht, damit Marie nichts stehle, ich habe mich überzeugt, daß sie eine Diebin ist.“

## 10.

Der Wirt wußte, daß es eine Exhumierung geben und daß sehr viel feine Herren aus diesem Anlasse nach Tard kommen würden, und er ließ aus Klausenburg ein Faß Doppelmärzenbier bringen. Er nahm auch Eis zu leihen, um das Bier einzukühlen. Er hatte sich nicht verrechnet. Am Tage der Exhumierung verbreitete sich eine erstickende, brennende Hitze und die Herren, die sich an die große Arbeit machten,kehrten als echte Stadtleute bei ihm „auf ein Glas“ ein. Der Wirt deckte in seinem Wohn-, besser gesagt Schlafzimmer; die hochgetürmten, mit grünen Decken versehenen Betten, der Erdgeruch des Zimmers, die jüdischen Familienreliquien an der Wand alterierten die Gäste ein wenig, allein die gute, kühle Luft und das eiskalte Getränk söhnten sie wieder aus.

Für ein Uhr nachmittags hatten sie die amtlichen Organe der Gemeinde, die Totengräber hieher bestellt und sie mußten vor allem ins reine darüber kommen, ob sie schon bis dahin zu Mittag essen sollten, oder nicht. Auf Antrag des fetten, wohlsituierten Bezirksarztes wurde beschlossen, daß sie nicht mit leerem Magen in den Kirchhof hinaus sollten. Der Untersuchungsrichter als magenleidender Mensch hätte es allerdings vorgezogen, wenn man erst nach Erledigung der amtlichen Funktion gespeist hätte. Der Komitatsphysikus entschied, indem er sich auf die Seite seines Kollegen stellte und sagte: Während des Essens werden wir eben alles Nötige besprechen.“

Und sie begannen damit. Die Ärzte erklärten, daß ihr Kollege, der sich eines Mordes angeklagt hatte, einfach wahnsinnig sei. Was er einbekannt, sei Wahnsinn; in dem unbedeutendsten medizinischen Handbuche finde sich der klarste Beweis dafür.

Der Oberphysikus berief sich auf Meynert und Charcot, der Bezirksarzt billigte alles, was jener sagte, und verwies auf ihn, wie auf zahllose andere Kollegen, mit denen er in Gemeinschaft die Assentierungen vorzunehmen pflegte.

„Warum verlangt er aber dann die Exhumierung?“ warf der Untersuchungsrichter dazwischen.

„Just das beweist, daß er wahnsinnig ist; jeder Wahnsinnige verlangt ja die Exhumierung,“ bemerkte mit auffallender Raschheit der Bezirksarzt.

Der Komitatsphysikus bestätigte diesen Satz, nur dessen zweiten Teil berichtigte er: „Man kann nicht just sagen, daß jeder Wahnsinnige dies verlangt.“

„Aber solche verlangen es.“

Der Untersuchungsrichter blickte die beiden an, wie sie just das Rindfleisch mit großer Gourmandise mit Salz und Paprika bestreuten, nach der Methode von Menschen, die sich auf Hygiene verstehen, in ganz kleine Stücke zerschnitten und so aßen: Er meinte: „Ich finde es natürlich, daß Sie als Ärzte von Ihrem Kollegen nicht glauben wollen, daß er seine Macht mißbraucht habe. Ich verstehe es auch, daß Sie auch den Gedanken daran perhorrescieren, als könne ein Arzt nahe oder fern des Verbrechens eines Mordes bezichtigt werden. Das dumme Volk würde daraus Konsequenzen ziehen, und diese Folgen wären für sie sehr genant.“

Die beiden Ärzte protestierten sehr lebhaft gegen diese Auffassung des Untersuchungsrichters. Sie ließen sogar das Essen im Stiche. Der kleine Sohn des Oberphysikus, den der Papa der Meise zuliebe mit sich gebracht, blickte furchtsam auf den Untersuchungsrichter. Er schien Angst davor zu haben, daß auch sie noch in das Unheil mitverwickelt werden könnten.

Allein er beruhigte sich, als er sah, daß sowohl sein Papa als der fette Doktor sich so mutig benahmen. Sie zogen gegen den Untersuchungsrichter los, der sich in Dinge einmische, die er erstens nicht verstehe und in welche dreinzureden er gar nicht das Recht habe.

„Übrigens werden wir ja die Leiche sehen. Sehen wir uns die Leiche an!“ sagte der Physikus in einem Tone, als fühle er sich fähig, einer seit länger als einem Jahre begrabenen Hülle mit einem Lusthauche neue Seele einzublasen.

Der Bezirksarzt machte ein saures Gesicht. Er für seinen Teil hätte die ganze Exhumierung als etwas Überflüssiges am liebsten gar nicht vorgenommen. Ganz verzweifelt kratzte er sich den riesigen Schädel. Er fürchtete sich vor der Hitze und vor der Obduktion der alten Leiche. Er hatte zwar den Barbier zur Erledigung des größeren Theiles der Arbeit mitgenommen, allein da er auch den Gerichtsarzt vertrat, mußte er unter allen Umständen an den Kadaver greifen.

Er schimpfte auf die Hitze, schimpfte aber noch mehr auf den wahnsinnigen Kollegen, und in dieser Beziehung war sowohl der Oberphysikus als auch der Untersuchungsrichter ganz seiner Ansicht. Wegen der furchtbaren Hitze verließen sie nur sehr langsam das kühle Zimmer. Vor dem Wirtshause warteten bereits der Richter und der Geschworne, welche ohne jeden Grund die Scheltworte der großen Herren einstecken mußten. Endlich bestiegen sie die schlechten Leiterwagen.

Weißer Staubwolken hüllten sie allesamt ein. Man sah einander nicht und man sprach auch nicht miteinander, bis man in den Kirchhof hinausgelangte. Sie atmeten auf, bliesen und wüteten. Der Bezirksarzt nahm mit großer Feierlichkeit seine Cigarrentasche hervor und bot den Herren Cigarren an, sogar dem Hochwürdigen, der da stand wie ein an Leib und Seele gelähmter alter Mann, den die ganze Sache gar nichts angehe. Allein man hatte ihm befohlen, daß er hier stehe und die Exhumierung ansehe; so stand er denn da und blickte drein. Die Herren zündeten die Cigarren an. Der fette Arzt blies

große Rauchwolken von sich. Sogar der alte Seelsorger steckte die Cigarre in den Mund. Der Untersuchungsrichter verlangte von dem Oberphysikus Cognac. Der Barbier genoß die feine Cigarre, erging sich in Lobpreisungen des romantisch gelegenen Friedhofes und bedauerte nur, daß die Einwohnerschaft keine Cypressen und keine Trauerweiden hier gesetzt habe, so daß die Sonne die Gräber förmlich ausbrenne.

Hunderterlei geflügelte Käfer schwirrten und flogen durch die Luft, Grund genug, damit der Richter Schelte bekam.

„Man kann sich von wegen dieser Bestien gar nicht rühren. Lassen Sie sie vertreiben!“ gebot der Oberphysikus.

Der Geschworne und der Kleinrichter kündigten sofort den Vernichtungsfeldzug an und machten einen solchen Lärm, daß sie es nicht einmal bemerkten, als der halbzerfallene Sarg aus der salpeterhaltigen Erde zur Oberfläche kam. Der Untersuchungsrichter stärkte sich mit einem Glase Cognac, dann tauchte er seine Feder in die vom Kleinrichter dargereichte Tinte, der Bezirksarzt kommandierte mit Todesverachtung: „Herr Barbier, an die Arbeit!“

Der Barbier öffnete mühelos den Sarg. All die Leute traten einige Schritte zurück, nur der hochwürdige Herr blieb auf seinem Platze, und als die Exhumierungskommission instinktiv beiseite blickte, trat er mechanisch einige Schritte nach vorn und beugte sich über die Leiche seiner Tochter. Alle blickten auf den Alten. Er lächelte. Sie erschrafen, allein ein unbestimmtes Gefühl gebot ihnen, sich um ihn zu scharen. Und jetzt blickten sie alle in den Sarg. Auf dem aus der Salpetererde aufgedeckten Grabesbette lag Schneewittchen. Nichts hätte von ihr bleiben dürfen, nur das, was Schauer erregt. Und da lag das Mädchen, unberührt, in zauberischer Weise, der Salpeter hatte um ihr Antlitz, um ihre Hände, um ihr Kleid, um die ganze Gestalt einen silbernen Schleier gewoben. Sie war schön wie ein Engel, sie lächelte. Die Exhumierenden atmeten auf.

„Herrlich!“ jagte der Untersuchungsrichter.



Der Oberphysikus fügte leise hinzu: „Der erste Fall in meinem Leben!“

Der Bezirksarzt neigte sich zu dem Ohre des Untersuchungsrichters: „Kann das eine Vergiftung sein, kann das?“

Sie wagten es nicht, die Leiche zu berühren. Sie umstanden sie nur und staunten sie an. Der Barbier allein wollte nach ihr langen, allein der Bezirksarzt wies ihn zurück.

„Sie haben nicht das Recht, zuzulangen. Erst wenn es der Herr Oberphysikus gebietet, wenn ich es sage!“

Das Hilfspersonal der Kommission begann unruhig zu werden; sie hätten bereits gern gewußt, ob man das Mädchen wirklich vergiftet habe und ob es eine Hinrichtung geben werde.

„Hier ist alles in Ordnung! Bei einem so wohlerhaltenen Leichnam erscheint Vergiftung absolut ausgeschlossen, erklärte der Oberphysikus mit kräftiger Tenor-Baritonstimme, in veränderten, keinerlei Widerspruch duldendem Tone.“

„Es giebt da keine Ordnungswidrigkeit!“ repetierte der Bezirksarzt hochmütig.

Der Untersuchungsrichter zweifelte nicht länger und ersuchte die Sachverständigen, ihr inappellables Gutachten in die Feder zu diktieren.

Beide Doktoren husteten, der Oberphysikus machte es kürzer, rasch war das fachliche Gutachten fertig und er diktirte, als hätte er die Geschichte in vorhinein auswendig gelernt.

„Die Leiche ist so auffallend gut erhalten, daß Vergiftung als Todesursache einfach ausgeschlossen erscheint. Ferner . . .“

„Nur kurz, möglichst gedrängt,“ flüsterte der Untersuchungsrichter, dem die hungrigen Käser um die dünnen Beine schwirrten. Auch er war inzwischen hungrig geworden; er blickte auf seine goldene Uhr, was die Aufmerksamkeit der Bauern für eine Weile von dem Sarge ablenkte.

Der Bezirksarzt, der in der großen Hitze beinahe ohnmächtig wurde, schrie sie an: „Was glockt ihr, Leute. In Ordnung ist's — Sarg hinablassen!“ Mit dem Stocke stieß er durch die Luft, in der Richtung des Leichnams.

Es mochte vier Uhr sein; die Sonne glänzte auf Schneewittchen herab. Wie ein aus Edelsteinen geschnitztes Bild, so sah diese Tote aus; sie strahlte, leuchtete, lebte.

„Nur daß sie nicht spricht,“ meinte der Barbier.

Vielleicht sprach sie auch, es war, als bewegten sich ihre Lippen, oder spielte nur der durch die versengten Zweige brechende Sonnenstrahl um diesen Mund? . . .

„Der Leichnam lebt förmlich! Auch das beweist, daß er im vollen Besitze seiner Gesundheit verschied!“ schleuderte der Bezirksarzt, dessen Gehirn in der Hitze ein wenig in Unordnung geraten war, mitten in das Diktat des Oberphysikus hinein. Allein bald reute ihn diese Enunziation und er empfahl chemische Analysen. Das spöttische Lächeln des Oberphysikus brachte ihn aber bald auch hievon ab und nun begann er dem Richter zu erklären, was alles man im Interesse der Hygiene des Dorfes thun müßte. Auf gewisse Beete hatte er es besonders abgesehen . . .

Der Oberphysikus diktierte bereits lateinische Worte; endlich gingen ihm auch die termini technici aus. Als auch das letzte mit hohem Selbstgefühl ausgesprochene lateinische Wort von seinen Lippen verklungen war: da war auch der Sarg wieder in der Muttererde und Schneewittchen setzte seine unterbrochenen Träume wieder fort . . .

---

## 11.

Die alte Frau trieb die noch immer zerzausten, seither aber ein wenig ernster gewordenen Grautiere an. So saß neben ihr, hinten der gelbe Mann, in bequemer Positur wie ein Herr. Wie ein Herr, der aus dem Gefängnisse nach Hause fährt.

Die vielen Absonderlichkeiten der wieder gewonnenen Freiheit alterierten ihn ein wenig, zum Beispiel, daß er so viel frische Luft schöpfen durfte als ihm beliebte und daß er mit jenen beisammen sein durfte, die er liebte. Nichtsdestoweniger fiel es ihm schwer, mit seinen Leuten zu reden und er wendete

das Ding derart, daß er seine vertraulichen Worte an die Esel richtete.

„Die Frage bleibt nur, wer die Esel sind? Ihr, ich oder jene. Wir drei sind sie nicht, das ist gewiß; daß es die Obrigkeit ist, das steht außer Zweifel.“

So hörte traurig den Diskurs an; der Alte machte auf diese sichtliche Traurigkeit seine Bemerkungen: „Diese Grauen da klagen mich nicht an; die glauben es, daß ich unschuldig und nur etwas wirr im Schädel bin. Wenn sie es glauben, warum sollte ich es nicht auch? Die Hauptsache ist einmal, daß sie es glauben.“

Daheim ward der Alte lustig. Er begrüßte jedes einzelne Möbelstück; den großen Divan umarmte er sogar.

„Wie schön ist doch dieses Leben!“ sagte er pathetisch. Und scherzend fügte er hinzu: „Wenn man will, daß ich verrückt sei und lebe, so will ich denn leben und nach Belieben auch ein bißchen verrückt sein. Ich acceptiere diese Rolle am liebsten!“

Er acceptierte sie wirklich; mit all ihren Konsequenzen. Er legte freiwillig seine Praxis zurück und widmete sich vollständig der Landwirtschaft und Viehzucht. Etwas Kapital war vorhanden und die Frau wußte es so gut in Verkehr zu bringen, daß die Esel zur geringeren Arbeit degradiert und ein Paar Pferde gekauft werden konnten. Sie lebten beinahe zufrieden, der Alte war fast nie unmutig, obgleich er seine Manieren geändert hatte; am liebsten unterhielt er sich jetzt mit den Tieren, in deren Namen er sich jene Antworten geben konnte, die ihm am besten paßten.

So ertappte ihn einmal, als er eine Henne anredete.

„Guten Tag, gnädige Frau! Nicht wahr, Sie nehmen dieses bißchen Kukuruz aus meiner Hand entgegen.“

„Recht gern!“ erwiderte er an Stelle der Henne. „Sie sind mir sehr sympathisch.“

Die Wahrheit war nun allerdings die, daß der einst so starke, aber zu Extremen stets geneigte Geist des Alten ein

klein wenig aus dem Geleise geraten war. Er wußte das selbst sehr wohl und er konstatierte es auch, namentlich wenn er mit Jo sprach.

„Sieh“, sagte er seiner Tochter, „ich bin wirklich ein närrischer Mensch und es könnte ganz gut wahr sein, was meine Kollegen von mir behaupteten. Ich klagte mich an, weil ich übergeschnappt war und es ist nicht ausgeschlossen, daß ich mich bloß eines Hirngespinnstes bezichtigte. Sachte, sachte weiß ich nun selbst nicht mehr, was eigentlich die Wahrheit ist. Mein Verstand hat die Sicherheit verloren; allein das thut nichts, ja es ist sogar sehr gut.“

Sie und da prahlte er auch wie wohl es ihm jetzt, in diesem Zustande ergehe: „Ich lebe ohne Verantwortung. Ohne daß ich mir selbst Rechenschaft zu geben brauchte. Das ist der Urzustand, das Glück.“

Zuweilen nur erfaßte ihn eine grenzenlose, erschreckende Niedergeschlagenheit. Es fehlte nicht viel, und er hätte seiner Tochter das Haus verwiesen.

„Geh', geh',“ sagte er, „kehre zu deinem Manne zurück, der soll dir Brot geben; hier nimmst du deiner armen Mutter das Brot vor dem Munde weg, thust nichts und sitzest uns auf dem Nacken. Hast dir einen Mann gewählt, geh' also zu ihm.“

Ein andermal begann er salbungsvoll zu predigen: „Und die Frau verlasse ihre Eltern und folge ihrem Herrn, auf daß sie Kinder zur Welt bringe . . .“

So hörte ihn zumeist geduldig an und verriet nie auch nur durch einen Blick, daß es ihr ein Opfer sei, neben ihrem Vater auszuharren und von demjenigen getrennt zu leben, mit dem sie in Gedanken doch immer beisammen war.

Sie lebte ruhig, wie in ihrer Mädchenzeit; für einen Augenblick vergaß sie vielleicht gar, daß sie kein Mädchen mehr sei. Und da fragte sie sich: „Heiliger Gott, lebe ich jetzt nicht zum zweitenmal?“ . . . Das waren aber nur Ausnahmen; in ihrem ständigen Seelenzustande erinnerte sie sich sehr lebhaft

an ihren Brautstand, an ihre Ehe, an ihren Gatten. Ja, in ihrem Alleinsein setzte sie das Leben mit ihm fort, indem sie jeden Tag, jede süße Minute, die sie an seiner Seite verbrachte, im Geiste nochmals durchlebte. Ihre Phantasie zauberte die Monate der Glut, die Wonne der Flitterwochen zurück.

Wäre nicht ihr Vater in der Nähe gewesen und hätte sie sich mit der toten Rivalin abfinden können: sie würde sich ganz wohl befunden haben. So aber litt sie dennoch. Namentlich wirkte es drückend auf sie, daß sie von ihrem Manne, seit sie ihn verlassen, seit einem Monat also, kein Sterbenswörtchen gehört.

Beide schwiegen. Und das tiefe Schweigen, das zwischen ihnen lag, gab ihr trostlose, erschreckende, verzweiflungsvolle Gedanken ein.

Aus dieser förmlich sichtbaren Stille löste sich langsam, langsam eine sozusagen konkrete Gestalt los. Jemand, der die Eifersucht in ihr schürte.

Nacht war's; So setzte sich in ihrem Bette auf.

„Jetzt ist's Nacht,“ sagte sie für sich, „und jetzt denkt er gewiß an sie. An sie und nicht an mich!“

Sie hätte so gern das Schweigen gebrochen und liebte dennoch diese Stille. Sie konnte sich mit voller Andacht der Feier der Vergangenheit weihen. Nur eins fehlte ihr: irgend ein Gegenstand „von zu Hause“. Eines Tages z. B. fiel ihr ein, wie hübsch es wäre, den kleinen Milchtopf zur Hand nehmen zu können, den sie noch in der letzten Woche gekauft. . . Sie erinnerte sich an das reizende kleine Sieb, wie hübsch es an der Wand gehangen neben dem großen und massiven Hackbrett.

Ob es wohl noch vorhanden war, das Sieb, das süße kleine Sieb?

Zu Beginn des zweiten Monats, als die sorgvollen peinlichen Tage um ihren Vater vorbei waren, da kam mit einem Male die Sehnsucht über sie: Fort, fort!

Ganz besonders morgens, wenn sie die Augen öffnete und zum Fenster lief: die Landstraße anstarren. Nach Hause,

nach Hause! Zu Fuße wäre sie dahin, laufend, immer vorwärts!

„Warum auch bin ich hier; was suche ich hier?“ fragte sie sich. „Wozu kam ich hieher, wie konnte ich ihn auch verlassen?“

Sie hatte Momente, wo sie sich gegen ihren Vater empörte; warum auch mußte sie für ihn Opfer bringen? Sie hatte Momente, wo sie Schneewittchen haßte, auch darum, weil sie gestorben war. Ein andermal hinwieder, wenn sie daran glaubte, daß ihr Vater die Ursache des Todes jenes weißen Mädchens gewesen, sagte sie wieder: „Mein Vater hat recht gethan, ganz recht.“ Und gleich darauf: „Er hat ja aber gar nicht gethan, wessen er sich angeklagt — mithin ist auch die Ursache hinfällig, wegen deren ich hier bin. Ich muß zurück. Aber auch er weiß ja, daß es keinen Grund giebt, so geschieden zu leben, warum kommt er also nicht um mich?“

Sie wartete auf ihn; tagelang saß sie am Fenster, nach der Landstraße blickend. Gleichwie in ihrer Mädchenzeit, so glaubte, wußte sie, daß er kommen werde; allein ihr Glaube trog, ihr Wissen stellte sich als falsch heraus.

Er kam nicht. Wohl aber sandte er Blumen an seiner Statt. Viele, viele rote vollerblühte Rosen. Ein Brieflein fand sich nicht neben der Postsendung und die Rosen verblühten und fielen auseinander auf dem weiten Wege.

Allein So hatte eine ganze Woche lang: zu küssen. Sie hatte geheime Rendezvous mit den verwelkten Rosen; der gelbe Mann ertappte sie dabei. Er blickte beiseite, um So nicht zu verwirren. Dann fragte er: „Hast du ihm geschrieben?“

„Nein.“

„Du solltest ihm danken.“

„Dessen bedarf es nicht.“

„Wann kehrest du zu ihm zurück?“

„Nie!“

„Also erst, wenn er dich holen kommt?“

„Auch dann nicht, wenn er mich holen kommt.“

Und sie wartete dennoch auf ihn, sie erwartete ihn für

morgen. Er kam nicht, nur einen Brief schrieb er. Daß er nicht leben könne ohne sie, daß er krank sei, sterbenskrank, daß er um sie kommen würde und wenn er ihretwegen morden müsse. Ob er kommen solle, ob er kommen dürfe?

So antwortete kurz: „Nein.“

Am Morgen hatte sie diesen kurzen Brief gesendet, am Abend aber schrieb sie einen langen, erschöpfenden. Sie nannte Emerich ihren teuren, geliebten Mann und bat ihn, er möge sie lieben. Sie würden auch so in der Ferne immer einander angehören. Sie bat ihn, er möge sie nicht betrügen, sie drohte ihm, wenn er sie betrügen sollte . . . Allein sie holen solle er nicht, sie würden nicht leben können, mitsammen. Sie wolle, könne und dürfe nicht mit ihrer weißen Schattenrivalin beisammen leben . . . Denn jene lebe ja, es sei alles vergebens: sie lebe in ihrer beiden Phantasie und sei selbst in dem Russe drin, wenn ihre Lippen einander berühren.

Es wäre ewiges Leiden und ewiges Verbrechen, so miteinander zu leben, wenn sie beide im Herzen ganz bestimmt wüßten, daß „jene“ — so nannte er Schneewittchen — „denn doch nur um unseretwillen vergehen mußte“.

Der Brief war voll geschrieben mit Küssen; kreuz und quer, auf dem Papier. Auch auf den kleinsten Raum stand hingeschrieben: „Ich küsse Sie“ und am Ende schrieb sie doch: „Kommen Sie nicht, kommen Sie nicht!“

Und wieder entstand tiefe Stille zwischen den beiden; der Mann kam nicht und schrieb nicht; er schwieg.

So begann ihm zu schreiben, er möge kommen. Allein sie schickte die Briefe nicht weg und im Innern war sie ihrem Gatten doch böse, daß er nicht komme, obgleich sie ihn rufe. Und wieder fiel in diese düstere Stille ein Blumenstrauß. Wieder Rosen, ohne Schreiben, ohne einen einzigen Buchstaben gesendet.

Zwischen ihnen entwickelte sich ein Verhältnis, wie zwischen im Verkehr behinderten, streng behüteten Verliebten. So magerte ab, sie wurde beinahe häßlich vor Aufregung. Sie selbst nahm

dies nicht wahr, ihr Vater machte sie darauf aufmerksam: „Du wirfst ganz häßlich; du siehst hin. Dein Mann wird dich gar nicht mehr mögen. Aber ich will rasch mit dir fertig werden!“ fügte er mit gespielter Rauheit hinzu.

Ein andermal nahm er die Sache begütigend auf: „Dir muß etwas fehlen,“ sagte er, „du hast irgend ein schweres Leiden. Es ist 'was Physisches. Ich beginne zu begreifen, daß du krank bist; zeig 'mal deine Zunge!“

Und er begann sie bis ins kleinste Detail auszufragen und so antwortete mit derselben Aufrichtigkeit, wie in ihren Mädchenjahren, da sie kein körperliches und kein seelisches Geheimnis vor ihrem Vater hatte. Sie sprachen miteinander wie zwei Frauen und es fiel der Frau nicht ein, zur Unzeit Schamhaftigkeit zu zeigen, nur daß sie jetzt auf die Beobachtung ihres Gesundheitszustandes keinerlei Gewicht legte und ihrem Vater verirrte, einander widersprechende Antworten gab.

Am anderen Tage begann das Verhör aufs neue, allein es dauerte nicht lange. Der breite Mund des Alten verzog sich zu einem Lächeln, er streichelte das Haar seiner Tochter und sagte riesig geheim thuend: „Wie wird denn die Kleine heißen, denn es wird ein Mädchen!“

Und dann lachte er auf; so anhaltend und laut, daß Jo erschrak. Sie konnte ihn kaum zum Schweigen bringen. Sie umarmte ihn, ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken und weinte leise. Der Alte hielt stumm seine Schulter her und warf sich in die Brust. Sie waren allein im Zimmer; die alte Frau schaute für einen Moment ins Zimmer, aber die beiden sagten ihr kein Wort. Der gelbe Mann führte dann ein kleines, aber sehr lehrreiches Selbstgespräch, dessen Kern etwa der war, sie mögen dessen gedenken, was er gesagt, „wenn's ein Mädchel wird“.

„Die eine geht, die andere kommt. Vielleicht ist die, die jetzt kommt, just die andere!“ murmelte er mit etwas unverständlicher Philosophie. Und zu seiner Frau gewendet, wiederholte er laut diesen tiefsinnigen Satz.



Noch einmal umarmte er So und flüsterte ihr zu: „Ich bin sehr glücklich!“

„Und ich bin sehr, sehr unglücklich!“ hauchte die junge Frau vor sich hin.

## 12.

So fühlte sich sehr unwohl. Sie kämpfte lange mit sich selber, bis sie ihren Vater weckte, um irgend eine Arznei von ihm zu verlangen. Der Alte fuhr erschreckt auf und suchte verzweifelt nach einem Beruhigungsmittel. Schließlich gestand er, daß nichts, gar nichts vorhanden sei, Geduld sei das einzige Heilkraut in solchen Fällen.

„Iß etwas, ich esse mit dir,“ sagte er, „das wird uns beiden helfen.“

Mitternacht war vorüber; sie fanden kaum etwas zu essen.

Sie aßen und plauderten; So fühlte sich thatsächlich wohler, sie legte sich nieder, allein ihr Vater mußte neben ihrem Bette sitzen. Sie waren seit langem nicht so gut gelaunt gewesen; So war in diesem Augenblick frei von Einbildungen, den gelben Mann hinwieder berauschte förmlich die Freude darüber, daß er neben seiner Tochter wachen, sie mit mütterlichen und ärztlichen Ratschlägen versehen, und daß er mit ihr über das herrliche süße kleine Mädchen sprechen konnte, welches mit seinem Erscheinen alle Finsternis aus der Welt bannen, Sonne und Wärme bringen werde.

„Weiß dein Mann schon davon?“ fragte er schlau, geheimnisvoll.“

„Nein; aber darüber wollen wir nicht sprechen!“ erwiderte So ein wenig gereizt und ein wenig traurig.

Und sie sprachen doch darüber —; siekehrten immer wieder darauf zurück. Und als die Kerze niedergebrannt und die beiden im Dunkeln blieben, da öffnete sich das Herz der Frau, da sagte sie alles, da erzählte sie, daß sich jenes weiße Gespenst zwischen sie gedrängt und sie geschieden habe für immer.

Und sie gestand, gestand erschauernd, daß keines von ihnen die Einbildung los werden könne, „jene“ sei ihretwegen gestorben, habe für sie sterben müssen . . .

„Ich bin dir darum nicht böse, ich habe keine Furcht vor dir, ich liebe dich, ich weiß, daß du gut bist!“ fügte sie zähneklappernd hinzu.

Sie schwiegen. Kein Wort sprachen sie mehr zu einander. So zog die Decke über den Kopf, der Alte schlurste hinaus.

Draußen war der helle Morgen angebrochen; die Hausfrau verabreichte den Schweinen bereits das zweite Frühstück.

Der lange, lange Tag begann. Der Vormittag wollte nicht verstreichen; So und auch ihr Vater gingen ein und aus, spazierten im Hofe, gingen in den Garten hinunter und fanden doch nirgends Ruhe.

Wohl zwanzigmal trafen sie einander, allein sie hatten einander nichts zu sagen; der Alte interessierte sich fürs Mittagessen und drängte, man solle den Tisch decken; er sei hungrig und wolle weggehen.

Er aß keinen Bissen; er zankte seine Frau aus, die für die Schweine besser Sorge trage als für ihn, dann stand er ärgerlich auf und ging weg.

Er kam spät nach Hause; alles hatte sich bereits zu Bette begeben, allein man war noch wach und hatte sich um den Alten geängstigt. Ganz besonders So, die als sie seine Schritte hörte, sich erhob und ihm entgegenging, um ihm die Thür zu öffnen.

„Bist du es, Vater?“ fragte sie mechanisch.

Der Alte antwortete nicht. So wiederholte die Frage. Wieder keine Antwort. Jetzt schrie sie entsetzt auf: „Bist du's? Sprich!“

„Ich bin's, schrei nur nicht so!“ sagte der gelbe Mann mit kaum hörbarer Stimme und wankte ins Zimmer. „Schrei nicht so, ich bin gestürzt, erschrecke deine Mutter nicht!“ flüsterte er und schleppte sich, längs der Wand, zu seinem Bette.

„Richte das Bett her, aber mach' keinen Lärm dabei; ich bin gestürzt; wenn ich mich niederlegen kann, dann wird mir sicherlich besser. Kein Licht — hilf mir beim Entkleiden.“

So, stumm vor Entsetzen, entkleidete und bettete den Vater. „So; nun ist wieder alles gut,“ sagte der Alte, „hülle mich gut ein, zünde kein Licht an, ich mag es nicht. Fürchte nichts, ich habe mich nur innerlich verletzt, es wird vorübergehen. Komm näher her, fasse meine Hand!“

So setzte sich an den Rand des Bettes und ergriff die heiße Hand ihres Vaters; lange wurde kein einzig Wort gesprochen. Endlich fragte So furchtsam: „Wo bist du gestürzt?“

„Auf der glatten Erde, an einer Stelle, wo ein ehrlicher Mensch nicht einmal ausgleitet. Und trotzdem kann dieser kleine Fehltritt mir den Hals kosten.“

Schwer, gebrochen, flüsternd sprach er. So bat ihn, zu schweigen. Eine Weile schwieg er auch, als er dann zu sprechen begann, klang seine Stimme bereits kräftiger: „Warte,“ sagte er, „warte ein wenig, bleib bei mir, ich will dir etwas sagen. Du darfst es glauben — mußt nicht erschrecken — ich sterbe jetzt. Ich legte mich nieder mit dem Willen, zu sterben, und es ist sicher, daß es geschehen wird. Ich will, daß es geschehe und es wird geschehen.“

So hörte ihn mit zurückgedrängtem Atem an: sie mußte alle Kraft auswenden, um nicht auf den alten Mann hinzusinken. Sie preßte seine noch immer heißen Hände. Der Alte zuckte zusammen: „Ich weiß, daß du mich liebst: das thut mir weh und doch so wohl. Höre mich an, So. Du hast jetzt Gelegenheit, mit einem ehrlichen Manne zu sprechen. Die Menschen sind im allgemeinen nur in ihren letzten Stunden ehrlich, nur glaubt man es kaum, daß diese letzten Stunden gekommen sind. Wenn jemand es glaubt, eingesteht, dann posiert er in den meisten Fällen. Vielleicht thu auch ich es; doch nein, ich vielleicht nicht. Nein, nein, ich bin jetzt rein, gut, wahr, vor allem wahr und ich schwöre dir, ich schwöre auf alles . . .“

Er konnte nicht fortsetzen; er mußte ausruhen. Eine halbe Stunde verstrich, bis er wieder zu Kräften kam. Jetzt aber haßte er bereits nach Worten und mischte unverständliches Zeug in seine Rede: „Weine nicht,“ sagte er, „das wäre ein

Segen für mich, ein kleiner Segen! Warum? Daß du mich ja nicht mißverstehst; ich hatte ein herrliches Leben und eine Wonne war's, daß ich dich erschaute und als mein erkannte. Ich weiß gewiß, du seiest ich und daß du bleibst, auch dann, wenn ich gehe. Allein auch ich bleibe da; habe gar keinen Grund, zu gehen und auch du kehre zu deinem Manne zurück. Kehre zurück zu ihm und seiet euer Drei, Vier, Fünf, seiet euer viele! Ihr werdet lachen, weinen, leben, prunken und euch vermehren. Ihr werdet sein die Ewigkeit!"

Aufs neue ruhte er, dann schrie er plötzlich auf: „Ich schwöre, schwöre . . . es war Tollheit, Wahnsinn, es ist nicht wahr, nicht wahr! Sie starb von selbst, ruhig und still, die Pastorstochter. Ich habe es nicht gethan . . .“

Man konnte nicht feststellen, ob er in Wahrheit gestürzt und an inneren Verletzungen gestorben sei, oder durch eigenen Willen, durch eigene Hand. Er starb wie jene seltenen energischen Menschen, die sich mit der Absicht niederlegen, nimmer wieder aufstehen zu wollen. Es gab zwar Anzeichen, welche dieser Suggestion des Todes zuwiderliefen, ein paar Schürfungen am Körper und die Behauptung des Ziegenhirten, er habe den Doktor gesehen, wie er gleich einem Kinde den hohen Kalvarienberg hinuntergerollt sei. Wie immer er geendet: er mußte schreckliche Seelenqualen ausgestanden haben in den letzten Stunden. Das ob seiner lächelnden, glatten, hohen Stirne, ob der kleinen Nase beinahe komische Antlitz war verzerrt, wie der Kopf eines erschlagenen Hundes, den man in den Graben geschleudert.

Ihm war es wahrscheinlich gleichgültig, wie man über ihn gedacht. Immerhin, offenbar aus Neigung zur Pose, hatte er einen Tag vor seinem Tode dafür gesorgt, daß man möglichst viel Gutes von ihm rede, wenn er einmal die Urteilsprüche durch seinen persönlichen Eindruck nicht mehr beeinflussen konnte. Er schrieb seinem Schwiegersohne einen langen Brief, worin er nach zehn Systemen bewies, daß er Schneewittchen nicht ermordet habe, nicht ermorden konnte, nicht ermorden wollte.

Einen selbständigen Theil des Briefes bildete ein kleiner Essay über Vergiftung. Darin war sonnenklar bewiesen, es sei einfach ein Unsinn, auch nur vorauszusetzen, daß das Pastorsfräulein das Opfer einer Vergiftung geworden. Der zweite Theil des Briefes befaßte sich hinwieder mit der Frage: Warum er sich eines Verbrechens angeklagt, das er nicht begangen hatte, nicht begangen haben konnte. Diese Partie war verworren, voll mit technischen Ausdrücken und Schwüren; er bekannte sich zu allen möglichen Manien, bewies sein Recht und versicherte schließlich auf Ehrenwort: „Ich habe es nicht gethan, ich that's nicht, bei meiner Ehre! Wozu sollte ich jetzt lügen, da keine Justiz mehr Gewalt über mich hat?! Wie könnte ich jetzt lügen?“

Wozu sollte er lügen, wie könnte er jetzt lügen?!

Emerich Balassa atmete auf, als er den Brief des zum Tode sich vorbereitenden — seither sicherlich bereits toten — Mannes las. Er glaubte ihm, er war überzeugt und geheilt. Die verworrenen Zeilen des gelben Mannes löschten wie irgend ein Zauberswort das Märtyrerantlitz Schneewittchens aus seiner Seele aus.

Er eilte zur Bahn, er flog förmlich, um jenen großen, guten, sonderbaren und unglücklichen Menschen, wenn auch verstummt, noch einmal zu sehen.

Er sah ihn nicht mehr und er freute sich später darüber. Die Frau seines Herzens stand einsam, verlassen, ohne Stütze vor ihm. Stumm gebrochen, selbst einer Umarmung nicht fähig. Sie faßten sich an den Händen und gingen mitsammen nach Hause.

Der Mann empfand etwas wie Freude darüber, daß der Tod ihres Vaters die Frau so sehr gebrochen hatte; ihr Schweigen, ihre Sanftmut erschien ihm als neue Schönheit. Sie konnte nicht sprechen, ohne daß ihre Augen feucht geworden wären.

Alein auch die Thräne ist nur Wasser, so rein sie auch sei; sie versiegt, trocknet, verdunstet. Und so versiegte, trocknete und verdunstete auch ihre Thräne. So beweinte ihren Vater so lange, bis ihre kleine Tochter ihnen entgegenlachte.

Dem es wurde wirklich ein Mädchen.

„Wie soll es heißen?“ fragte So.

Emerich dachte lange nach, allein er vermochte keinen Namen zu finden, der lieb genug geklungen hätte.

So schloß die Augen und sagte träumerisch: „Wie hieß doch nur deine Verlobte, das arme weiße Mädchen? Ach ja, Katharina; so hieß sie: Katharina — Rätchen. Zumindest vergessen wir ihrer nicht. Du nicht und ich nicht . . .“

\* \* \*

Schneewittchen lag mit zusammengepreßten Lippen auf ihrem glitzernden unterirdischen Bette. Sie erzählt es niemand, daß man sie getödet habe, gemordet, was immer auch andere sagen mögen. Sie sagt nicht und will es auch gar nicht sagen, daß der gelbe Mann gelogen, daß er die Kraft gehabt, noch in seiner letzten Stunde zu lügen, damit sein Kind glücklich werde. Um dieses Kindes willen hatte er zum zweitenmal gemordet: den Schatten der Rivalin seiner Tochter.

Das arme Schneewittchen schweigt; es kann nicht reden. Und könnte es: das süße, sanfte blasse Wesen würde schweigen. Es würde die Lippen aufeinander pressen, lächeln und für sich denken: „Gut denn, mögen sie glücklich sein, wenn sie es so sehr wollen!“

So Schneewittchen. Und so endet das Märchen vom Schneewittchen.

---



## Tisbi Benob.

Die vier jungen Leute saßen neben dem Ofen, zwei mit den Cylindern auf dem Kopfe; sie brieten Kartoffeln.

„Es wäre nicht schlecht, etwas Speck zu braten,“ sagte Titus Bratarits.

„Die Kohle würde ihn ungenießbar machen, für Holz aber haben wir kein Geld nicht,“ erklärte Hermann Kohn, der das Holzgeld, welches in der Regel nicht da war, zu verwalten pflegte.

Sie mußten sich mit Kartoffeln bescheiden. Sie murrten auch nicht. Dieses Abendbrot daheim, das Knistern der Wasserkartoffeln in der Ofenröhre, weckten in den vier jungen Leuten, die aus einer und derselben Gemeinde in diese schrecklich große Stadt geraten waren, eine familiäre, idyllische, ländliche Stimmung. Da waren sie in dem reichen Budapest, wo ihre große Armut so verschwand, wie vier Tropfen Regenwasser in der Donau.

„Man könnte auch Apfel essen und braten,“ sagte Bazsó und rückte seinen glänzenden Cylinder mit geringschätzigem Übermut tiefer ins Auge.

Bratarits lächelte.

„Iß sie selber.“

Mit Verachtung blickten sie alle nach dem, in einer Zimmerecke lagernden, zum Teil bereits überreifen Apfelhaufen. Sie waren mit Äpfeln überladen diesen Winter; das war ihr Frühstück, ihre Saufe. Sie hatten das Gefühl, als wüchse bereits ein ganzer Apfelwald in ihrem Innern. Die Äpfel wurden niemals alle. Hermanns Mutter, eine Obsthüterin aus Ghöngyhös, sendete allwöchentlich einen Korb voll. Sie bezahlte



aber nicht auch das Porto dafür, und es war schrecklich, diese Riesensummen zu erschwingen. Hermann schwitzte Perlen, allein er hätte es nicht um die Welt erlaubt, daß man die Sendung zurückschicke. Diese Apfel erhielten, ruinierten aber auch gleichzeitig die kleine Gesellschaft. Ein Gutes hatten sie aber doch: sie erhöhten ihre Autorität vor der Quartiergeberin in der Mariengasse, natürlich mittelbar, von wegen der Kinder.

„Morgen werse ich diese Apfel hinaus!“ erklärte Bratarits, unmutig darüber, daß die Kartoffeln nicht weich werden wollten.

Zisbi Bénob, der vierte junge Mann, der stärkste Esser, knusperte bereits an der halbrohen Frucht. Sie waren alle- samt hungrig und blickten ein wenig neidisch nach Kohn, der, wie gewöhnlich, für fünf Kreuzer Großer Käse hatte holen lassen. Er mußte seinen Käse zum Nachtessen haben, er konnte sonst nicht schlafen. Diese gelbe Speise ersetzte ihm Medizin und Delikatesse; er trieb förmlichen Kultus damit. Und wie er sie aß! Guter Gott, wie er sie aß! Erst roch er feierlich daran, dann an dem Papier, in welchem der Käse gebracht wurde (er hatte übrigens die Eigenschaft, alles zu beriechen, was ihm in die Hand fiel), dann las er den Inhalt der Papiere. Zunehmend Exekutionsgesuche, Licitationsbescheide. Sehr oft, ja phänomenal oft war ihr Held ein Gellagter Namens Bernhard Mast, der auf diesem Wege unbekannterweise ihr Freund, ihr Verwandter wurde: sie liebten ihn . . . Es währte stundenlang, bis der junge Mediziner mit dem Seciermesser den Großen in Schnitte zerteilt und verzehrt hatte, und die drei anderen, bärtigen Gesellen gerieten oft in die Versuchung, zu thun, wie einst, da sie noch Kinder waren: Sieh mir! Gut, giebst du nichts? wirst es schon bereuen!

Alle waren sie ärmer als er. Géza Bazsó hatte zwar einen Schüler und herrliche Mittagskost dafür, aber nichts weiter. Wenn man von dem köstlichen Essen für den Abend etwas hätte beseitigen können! Er sprach eine Zeitlang von einer geplanten „Blechtasche“, allein über das Changieren von Backwerk brachte er es nie hinaus. Auch da wäre es ihm beinahe

übel ergangen; einmal fuhr ihn die Frau an: „Was machen Sie, bitte?“

„Bardon! es war ein Irrtum.“

Bratarits hatte gleichfalls Lektionen, im Anfange, allein er machte den Frauen stets den Hof, und da er ein auffallend großer und schöner Mann war, wurden die Gatten mißtrauisch, und von dem Zeitpunkte angefangen, gleichsam als hätten sie sich miteinander verabredet, erhielt er keine Anstellung mehr (er unterrichtete eine Köchin im Schreiben, doch das verheimlichte er). Operateure pflegten ihn zur Assistentz mitzunehmen, denn er hatte Riesenkraft; ein Druck von ihm genügte, um jeden Kranken erstarren zu machen. So verdiente er zuweilen ein paar Gulden.

Auch Sisbi Bénob war nicht glücklich. Er hieß eigentlich Alexander Braun, allein wegen seiner groben Knochen taufte sie ihn auf den Namen des Philisters aus der Bibel. Er war das Opfer einer wundersamen, hartnäckigen Überzeugung: er hegte die Ansicht, die Kinder würden durch ihre Ohren entstellt, und unausgesetzt machte er sich bei seinen Schülern an deren Ohren zu schaffen. Er prügelte die Kinder und darum war seines Bleibens nirgends. Schließlich ließ er das Unterrichten im Stich, auch das Erziehen, und widmete sich der Buchführung und Korrespondenz bei einem Militärschneider. Er war der Armste unter allen, denn von seiner Monatsgage von fünf und zwanzig Gulden mußte er fünf seinem Vater schicken, einem sehr alten Juden, der in einem Dorfe am Fuße der Mätra allein lebte. Der Alte hatte unter den Weingärten eine kleine Hütte mit zwei Ziegen; diese letzteren weidete er, und von ihnen, sowie von dem Gelde, das ihm Sisbi sendete, lebte er. So weit die Erinnerung der beiden zurückreichte, hatte immer der Sohn den Vater erhalten. Er hatte nicht viel Autorität unter den Jungen, auch zu essen bekam er stets zuletzt. Er fand das natürlich, allein darum konnte es ihm doch niemand verbieten, daß er nach dem Nachtmahl immer zufrieden war.

Sie waren im Durchschnitt alleamt recht wohlgelant.

Sie zündeten die Lampe an und holten die Bücher hervor. Alle vier Mediziner waren in demselben Jahrgange und konnten getrost aus einem und demselben Buche lernen. Hermännchen las den Text, die anderen brummten ihn nach. Zuerst kamen die anatomischen Lektionen daran, und sie plagten sich, die Namen und die Zuständigkeit der Muskeln einzuprägen, allein mit etwas Fleiß ging die Sache. Plötzlich schalt Bratarits den Kohn: „Du lernst schon wieder für dich?“

Eine kleine antisemitische Debatte entstand, nicht die erste und nicht die letzte in diesem Raume. Bazsó, ein Lutheraner, empfand in der That etwas wie Gehässigkeit gegen die Juden, Bratarits hinwieder war ein Freund des spaßigen Antisemitismus. Er pflegte kleine Zettelchen mit Anzüglichkeiten in die Hüte der Kollegen zu kleben. Sie ereiferten sich nicht selten in konfessionellen Diskussionen. Fast immer entschied Sisbi Bénéob diese Debatten einfach dadurch, daß er mit seinen großen, roten, behaarten Fäusten alle zu erschlagen drohte, Juden und Nichtjuden. Im übrigen lebten sie in so inniger Freundschaft, daß sie bei Gelegenheit einen Mord für einander hätten begehen mögen. In dieser engen Stube zusammengedrängt, mit den gleichen Reminiscenzen, gleichen Zielen zustrebend, mit denselben warmen, guten und unschuldigen Herzen, wie hätten sie auch einander nicht finden sollen? Von der großen und reichen Stadt kannten sie kaum mehr als einen kleinen Teil, von deren Sitten nicht mehr, als unter dem Filz Raum hatte. Vergebens lebten sie schon im vierten Jahre in der Hauptstadt: sie waren Dörfler geblieben.

Sie vermochten nicht eine ganze Nacht zu durchwachen. Vergebens nahte das Rigorosum, vergebens rieben sie sich die Augen. Nach zwölf Uhr löschten sie die Lampe aus und legten sich der Reihe nach nebeneinander; Sisbi Bénéob ins Bett; heute war er an der Reihe. Sie rauchten noch ein wenig aus den Pfeifen und plauderten ein wenig über ihre alten Gymnasialprofessoren. Einer kopierte einen solchen Professor, man lachte darüber, dann wurde es still.

Bratarits that, als schnarche er, allein er wollte bloß die übrigen ärgern; weder er, noch die beiden anderen schliefen. Der schlechten Kohle fiel es jetzt erst ein, emporzuschlagen und sie leuchtete. Die Klingel des Hausmeisters war fortwährend hörbar. Unter den Fenstern tändelten die Schmiedegesellen mit den Mägden. Dann wußten sie auch nicht, woher das Geld für das Rigorosum zu nehmen; einer log dem andern vor, er habe es bereits; thatsächlich hatte es keiner von ihnen.

„Hol der Teufel dieses Leben!“ ließ sich Bazsó vernehmen, „ich werde Kellner!“

Man antwortete ihn nicht; das bedeutete Zustimmung. Hermann reflektierte erst später darauf: „Man müßte jemand erschlagen.“

„Merke! Ihr habt kein Geld für die Prüfung!“ bemerkte Bratarits.

„Hast denn du welches?“ fragten die drei andern.

„Nein.“

„Was wird aus euch?“ fragte schläfrig Sisbi. Sie lachten, und er fügte rasch hinzu: „Und aus mir?“

Hier stand ihnen der Verstand stille, und jetzt brach die Unzufriedenheit mit dem täglichen Menu hervor. Bazsó verurteilte es aus dem Gesichtspunkte der Hygiene, Bratarits brummte: „Es ist wahr, wir hungern, wie die Klausenburger Hunde.“

Sie hatten es lange getragen, jetzt begannen sie, es zu merken. Besonders die Sonntagsnachmittage waren entsetzlich. Nirgends hingehen! An jedem Feiertage kommt ein junger Pharmaceut mit seiner Geige, Hermännchen beriecht das Kolophonium, dann amüsieren sie sich, schrecklich!

Sie erhoben sich auf ihren Lagerstätten und zündeten die Lampe an.

„Was müßte man thun?“ fragte Sisbi.

„Stehlen!“ sagte der eine.

„Uns verkaufen!“ sagte Kohn, aber er bereute es, denn sie lachten ihn aus, daß er mit seiner zusammengetrickten, kleinen Figur sich verkaufen wollte — als Gatte.

Sie blieben aber doch bei dem Thema; es interessierte sie über die Maßen, daß es vorsichtige Väter giebt, die junge Mediziner ausbilden lassen — für ihre Töchter.

Sie alle wußten von solchen Fällen, von derartigen Berträgen. Der junge Mann verlobt sich mit dem Mädchen und bekommt dann Geld für die Rigorosen, soviel er eben braucht. Er kann essen und trinken, mitunter auch eine Liaison eingehen, die nicht zu kostspielig ist.

„Nicht einmal so übel!“ bemerkte der eine.

„Siehst du, Bénob, du könntest das thun und uns dann soutenieren.“

Sie waren ganz munter geworden und plauderten, so lange der Docht in der Lampe reichte. Als er herabgebrannt war, dämmerte es, und sie schliefen ein.

Die folgenden Tage waren schlimmer als die vorangegangenen. Die jungen Leute hatten ihr Elend entdeckt, sie ermaßen es, und sein Bild schwebte ihnen unaufhörlich vor. Auch das Ende des Monats kam und mit ihm ein neuer Transport Äpfel.

Da, eines Tages, kam Zisbi Bénob mit einer Unmenge kostbarer Speisen heim. Der Schmiedelehrling schleppte zwei Flaschen Wein hinter ihm her.

Man heizte furchtbar ein; der Blechofen, der nicht daran gewöhnt war, barst beinahe.

Sie waren bereits mitten drin im Gelage, als es einem einfiel, zu fragen; „Wo hast du das Geld gestohlen, Sándor?“

Bénob hob den Zeigefinger — so dick wie eine Leiste — in die Höhe und sagte: „Geheimnis! Furchtbares Geheimnis!“

Sie waren sehr neugierig auf das Geheimnis, welches sich so prächtig anließ, daß die Not für alle Zeit ein Ende zu haben schien. Hermännchen konnte eine doppelte Portion Käse essen, sogar die andern durften nachmahlen, wenn auch nur daheim und vom Papier. Die beiden Christen gingen zuweilen, zumeist wegen der illustrierten Zeitungen, in irgend ein Innerstädter Kaffeehaus und aßen dort etwas Leichtes, wovon sie

dann natürlich nicht schlafen konnten. Um solche Zeit weckten sie Zisbi, der überhaupt seit einiger Zeit leichten Schummer hatte. Sie spielten zu dreien Karten, gewannen einander auf dem Papier ein paarmal Hunderttausend Gulden ab, lachten, lärmten und stritten, bis Hermännchen erwachte, in das leer-gebliebene Bett hinaufstoch und dort seinen Schlaf fortsetzte, seinem Gymnasialprofessor im Traume antwortend: „Vade, sine me liber ibis in urbem.“

Da blieb er stecken. Sein altes Gesicht, die glänzende, große, beinahe kahle Stirne wurde totenbleich, als ob ihn der Professor ausgescholten hätte. Verzweifelt ächzte er das „urbem“ noch einmal, er konnte nicht weiter.

Die Jungen waren bereits daran gewöhnt, daß er sich im Schläfe laut mit den weißen Pfaffen herumzuschlug, sie achteten auch nicht darauf. Bei Tage ärgerten sie ihn ein wenig, obgleich sie ihm alles nachsahen. Besonders Zisbi hatte ihn sehr lieb, einmal brachte er ihm sogar eine ganze Partitur mit. Hermännchen wurde beinahe verrückt vor Freude, beroch die Noten wohl hundertmal, legte sich sodann ins Bett und nahm die Oper pfeifend durch.

Einmal brachte Zisbi eine Karte fürs Opernhaus; er habe sie bekommen. Die Karte wurde hin- und hergedreht. Hermännchen fürchtete sich, man werde ihn damit hinauswerfen, sie sei ungültig. Allein man ließ ihn ein, er war dort von Anfang bis zu Ende, zum erstenmal in seinem Leben. Man konnte nicht reden mit ihm, als er nach Hause kam, er klopfte nur dankbar Zisbis Schulter und Schopf.

„Du, du!“ sagte er, „einmal sperren sie uns doch alle ein.“

Auch die beiden anderen blickten argwöhnisch nach Bénob. Der aber wurde plötzlich tieftraurig: „Warum?“ fragte er.

„Na, die Karte, das Geld, das Abendessen!“

Der Wohlstand, den ihr Genosse ihnen so geheimnisvoll erworben, machte sie alle unmutig. Bratarits kratzte sich den gesenkten Schädel: „Nur das eine sag mir, ob's nicht irgend eine Ehrlosigkeit . . .?“

„Wie man die Sache nimmt,“ sagte Sisbi lachend und errötend.

Sie entsetzten sich, verhörten ihn, und schließlich beruhigte er sie: „Ein kleines Darlehen von einem verrückten Verwandten, fürchtet euch nicht. Esel!“ fügte er später mit ungekünsteltem Zorne hinzu.

Dieser Ton beruhigte sie ein wenig, sie spionierten weniger. Eines Nachts geschah etwas. Er kam spät nach Hause, war aufgereggt und schweigsam, legte sich rasch nieder und steckte etwas unter sein Kissen.

Keiner von den Bieren schlief. Mit zurückgedrängtem Atem warteten sie auf etwas, das kommen sollte.

Sisbi Bénob erhob sich um Mitternacht in seinem Bette und lauschte. Dann holte er den unbekanntem Gegenstand hervor und rieb ein Zündhölzchen an, bei dessen Licht er sein Geheimnis betrachtete. Die Jungen lauerten unter den Decken und sahen, wie seine molkenfarbenen Augen sich belebten, wie sie Funken sprühten und dann wieder mit Thränen sich füllten, als er den unbekanntem Gegenstand — die Photographie — anblickte. Und jetzt, seht nur, wie er mit sich kämpft, was er thun sollte, und wie er sie endlich zu den Lippen führt und küßt!

Bazsó konnte unter seiner Decke ein kurzes Wiehern nicht unterdrücken, Bénob brüllte auf: „Schufte!“

Und rasch wollte er die Photographie wieder unter das Kissen stecken. Zu spät. Hermännchen warf sich auf ihn, wie eine Katze, und faßte seine Hände.

„Ich töte dich!“ schrie Bénob auf, den Zungen von sich stoßend; aber in diesem Augenblicke kniete bereits Bratarits auf seinen Füßen. Bazsó zündete die Lampe an.

Sie schrakten ein wenig zurück, denn Sisbi nahm die Sache nicht von der spaßhaften Seite. Seine Augen waren blutunterlaufen, und an seinem langen Halse traten die Adern hervor. Er warf die Zungen von sich, einen nach dem andern, teilte Fausthiebe aus nach rechts und nach links. Bazsós Zahnfleisch blutete bereits, und dieser Anblick versetzte sie in Wut.

Sie warfen sich wieder über ihn, um ihm die Photographie zu entreißen. Sie lachten, fluchten, schrieten: „Zeigen! zeigen! Laß uns die Donna sehen!“

Endlich war er erschöpft, sein ganzer Körper wie starr, seine Rippen blutig gebissen und die leuchtende Brust entblößt, lag er da, wie ein besiegter, trauriger Faun. Die Photographie war seinen Händen entsunken. Im Triumph nahmen die Jungen sie auf und trugen sie zur Lampe. Alle drei beugten sich darüber. Im ersten Augenblick große Überraschung: von der schwarzen Photographie leuchtete ihnen ein herrliches blendendes Mädchenantlitz entgegen. Diese einfarbige Photographie schien in der Nacht tausend Farben zu spielen. Dieses kleine, feine Antlitz war von blendendem Weiß, lichtblondes, weiches Haar warf einen rosenfarbenen Schatten darüber. Aus den großen hellen Augen leuchteten die ahnungsvollen Bilder eines überirdischen Lebens hervor. Etwas wunderbar Gutes, Durchgeistigtes, Sonderbares warf einen Schein auf dieses Antlitz, das glänzender war als der Strahl und weißer als das Weiß. Nur um ihre Lippen saß etwas wie trauriger Ernst.

Der besiegte, ohnmächtige Mann blickte bittend, traurig nach der Gruppe, wie ein Hund, der Schläge fürchtet.

„Fürchte dich nicht, Zisbi, wir fressen sie nicht!“ sagte Bratarits, ganz weich gestimmt. Sie drehten die Photographie um und Hermann las die Rückchrift: „Meinem Sándor, dem meinen. Ida.“

Zwei Jungen waren ernst geblieben. Bazsó psfauchte etwas wie: „Hm, hei!“ Still betrachteten sie sodann die Photographie aufs neue. Sie führten sie näher zum Lampenlicht, und wie sie sie so anblickten, scharf und prüfend, da sahen sie hinter dem träumerischen, blendenden Kopf einen etwas verdeckten, aber dennoch sehr gut sichtbaren — Höler.

„Ein buckliges Mädchen!“ brüllte Hermännchen, wie ein Wilder auf, und plötzlich lachten sie alle.

„Gebt her!“ sagte Zisbi Bénob ruhig.

Bratarits reichte ihm das Bild. Sie schwiegen und schienen



auch ein wenig betrübt. Bratarits sagte ganz unmutig: „Er hat die Sache, wie es scheint, ganz ernst genommen, dieses Dingsda, es war schade, daran zu rühren.“

Sie bemühten sich, ihn zu verfühnen; es ging leicht. Er war eigentlich gar nicht zornig gewesen.

„Man ist ja jung,“ meinte er, „ich hätte es auch nicht anders gethan.“

Nichts trübte die alte Freundschaft. Sie lebten froh, verkauften die Äpfel und konnten dann auf eine sichere Aussicht hin lernen, denn Zisbi erklärte, die Rigorosengelder würden zur Zeit vorhanden sein; er werde sie ihnen darleihen und sie würden bezahlen, wenn sie einmal Ärzte und glückliche Ehemänner sein würden. Sie gaben sich sehr gern damit zurieden, nur Bratarits hatte Bedenken und suchte unter vier Augen mit Zisbi zu sprechen.

„Du, Sándor,“ sagte er, als es ihm endlich gelang, „was bist du dem hübschen, buckligen Mädchen?“

„Ich?“

„Du, du, natürlich! Hält sie dich aus, das heißt, wie sage ich nur, hält sie uns aus?“

Zisbi erbleichte, sogar die großen Kostflecken verschwanden aus seinem Antlitz; er schnappte nach Luft, nach Worten, schließlich ripostierte er sehr energisch: „Dummes Zeug! Ein solches Mädchen hat's doch nicht notwendig, jemand zu soustenieren.“

„Na ja, nicht sie, sondern ihr Vater.“

„Unsin! Der stirbe, wenn er's erführe.“

„Na, der braucht es ja nicht zu erfahren.“

„Und könnte ich's denn? Einem Mädchen gegenüber, das ich nicht liebe, thäte ich's schon; daran finde ich nichts, ob man die Mitgift früher kriegt, oder später . . . Auch du bist so ein Narr, daß du auf solches Zeug etwas giebst. Aber diesem Mädchen gegenüber ist es etwas anderes. Ich würde mich verachten, mir aus dem Spiegel selbst ins Antlitz speien!“

Er sprach sehr energisch. Zum Schlusse wurde er sehr still.

dann blinzelte er dem Freunde zu: „Du Titus! Sieht man denn den Dingsda auf der Photographie wirklich so sehr?“

„Na, Freund, man sieht's wirklich, aber das thut ja nichts, wen kümmert's denn?“

Sie spazierten lange an diesem Abend und tranken etwas Wein, wovon Sisbi noch trauriger ward. Den ganzen Abend über hörte man ihn nicht sprechen und so war er auch später, bald sehr lustig, bald tief traurig.

„Du bist wie ein kranker Ochs!“ sagte Bratarits.

Sisbi lächelte ob dieses Vergleiches, er genehmigte ihn. Den Kopf in die Handfläche stützend, nickte er: „Ganz recht, so bin ich.“

„Wir werden dich von hier hinauswerfen!“ stichelte Hermännchen.

„Na ja, wie werdet ihr dann aber Prüfung ablegen?“ sagte Sisbi, absolut nicht im Tone des Vorwurfs. Und für sich selbst wiederholte er nicht nur einmal, sondern öfter: „Die Hunde! wie werden sie dann die Prüfung ablegen?“

Und die Prüfung, noch mehr aber der Termin zum Erlag der Rigorosentaxen rückte verteuflert nahe. Hermännchen rechnete auf dem Papiere die Tage, die Stunden, die Minuten aus: Viermal vierundzwanzig Stunden, nein, nur mehr dreimal . . .

An diesem letzten Tage wurde fürchterlich gebüffelt. Bratarits schien von einem förmlichen Delirium befallen. Nur Sisbi hörte den Vortrag Hermännchens zerstreut an. Bisweilen machte er gar nicht zur Sache gehörige Bemerkungen: „Lernet, Kinder, damit ihr je früher und je mehr visa reperta ausfertigen könnt . . .“ oder: „die Hauptsache bleibt, daß eure künftigen Kinder kein Bettlerpack seien!“

Sie achteten nicht auf ihn. Das Lernen, richtiger das Fieber: es zu etwas zu bringen, lehrte ihr Sehvermögen von der Außenwelt völlig ab. Sie bemerkten es kaum, daß er nicht zu Hause nachmahlte. Erst als sie morgens beim Aufstehen seine Lagerstätte unberührt, ihn selbst aber gar nicht

sahen, da kratzte sich jeder von ihnen den Schopf. Bratarits schalt: „Die Masse neigt zur Lumperei,“ sagte er nachdenklich.

Bazsó erschrak: „Wenn er unser Geld verspielt hätte!“

Und sie gingen auf die Suche nach Zisbi. Vergebens. Nirgends eine Spur. Sie besuchten den Pharmaceuten, der Zisbi eine Stunde früher in der Milchhalle gesehen haben wollte. Man konnte ihm aber keinen Glauben schenken, er lag immer. Die Jungen wußten, daß dieser Pharmaceut arge Charakterfehler hatte. So zum Beispiel, daß er sich unwissenden Menschen als Hörer der Medizin vorstellte.

„Man müßte die gewisse Ida auffuchen,“ sagte Titus. „Dieser Zisbi hatte offenbar irgend ein Malheur mit diesem kleinen Frosch.“

Und unerfahren, wie diese Jungen waren, versuchten sie unter zweimalhunderttausend Frauen just diese eine herauszufinden. Allein sie fanden in der ganzen Stadt nicht eine Frau, gut oder schlecht, welche Bénob gekannt hätte.

Das Blut erstarrte in ihnen. Zwei Tage waren verfloßen und der große Philister hatte sich in dem nach Äpfeln duftenden Zimmer noch immer nicht gezeigt. Sie vermochten nicht mehr zu lernen und lauerten nebeneinander an dem geheizten, aber furchtbar widerspenstigen Ofen.

Es war Morgen. Hermännchen, halb entkleidet, zitterte vor Kälte, Bazsó blickte nach der Uhr: „Unser Leben währt noch zwei Stunden, wenn wir das Geld bis dahin nicht erlegen . . .“

Titus Bratarits machte eine zornige Handbewegung: „Hol der Teufel die Professoren, das Rigorosum, das ganze Leben . . . Wenn nur dieser Junge nach Hause käme, dieser Hebräer, dieser . . .“

Seine Augen wurden feucht vor unbändiger Wut. Es litt ihn nicht auf dem Fleck, er erhob sich, trat an den Tisch, der zum Schreiben diente, nahm eine Feder zur Hand und begann Figuren auf das Fließpapier zu zeichnen.

Plötzlich legte er die Feder weg. Zisbi hatte an einem

der letzten Tage das ganze Papier vollgekritzelt. Er las erst für sich, dann laut: „Der Sisbi, seht, was er geschrieben . . .“

„Was?“

„Ich trinke den Hohn wie Wasser!“ „Der Knabe, der eine Woche lang von fremden Gnaden lebt — ist verloren.“ „Es ist gut, König zu sein.“ „Anatomie, Anatomie, Anatomie!“

Sie verstanden nicht, was das vielfach niedergeschriebene „Anatomie“ bedeuten sollte. Sie hörten nur zu, mit offenem Munde. Hermännchen blickte immer nur zum Fenster hinaus. Titus las weiter: „Ehe ich dich sah, eh' ich dich kannte Ida . . .“

„Ah, er wollte einen Vers machen . . . Sonst ist nichts dort?“

„Nichts, nur viele S's. Und hier eine Zeile: Biri, Kata, Adieu!“

„So heißen seines Vaters Ziegen. Er verabschiedete sich von ihnen,“ stotterte Hermännchen nach Luft ringend.

Sie verstummten. Das Zimmer füllte sich mit Rauch und Kohlendampf. Der Ruß lagerte sich auf die bleichen Gesichter. Sie konnten einander nicht anblicken und schauten hinaus auf den schneebedeckten, stummen, verlassenen Hof. Wie, wenn er plötzlich käme, wie sonst, mit lässigen Riesenschritten . . .

Er kam nicht. Hermännchen raffte sich irgendwie auf, öffnete die Thüre und ließ sie offen stehen.

„Was treibst du, bist du verrückt?“

In der That, er schien es geworden; er stand eine Weile stumm an der offenen Thür, machte dann eine sonderbare Geste und flüsterte der Luft zu: „Sisbi, mein goldener Bénob, Sándor, komm herein!“

Sie lächelten nicht mehr über sein Thun. Er selbst schien es aber zu bereuen, setzte sich, holte sein Lieblingsbuch hervor, die Bibel, schlug sie auf und las aufs Geratewohl eine Stelle, laut, wie er pflegte: „Und Er höret dich noch viel weniger, so du sagest: Gott, du trägst mein nicht Sorge! Er sei dir Gericht und Hoffnung schöpfe aus Ihm. Jetzt aber, da du nicht so thuest . . .“

Seine Stimme brach, er konnte nicht weiter.

„Weiter, lies weiter!“

Mit thränenden Augen, umschnappender Stimme, nach den Worten haschend, fuhr er fort: „. . . warte noch eine Weile und ich will dir die Wahrheit zeigen: denn noch habe ich Worte zur Rechtfertigung Gottes.“

Wütend klappte er das große schwarze Buch zu. Er kroch ins Bett hinauf und kauerte dort. Bratarits preßte sein Gesicht an das gefrorene Fenster, sein Antlitz war schmutzig vom Ruß und feucht von Thränen, wie dasjenige eines im Staube spielenden weinenden Kindes.

„Ich sehe nicht,“ sagte er plötzlich. „Ich sehe nicht, kommt nur!“

Auch die beiden anderen Freunde Zisbi Bénobs stellten sich ans Fenster. Sie blickten in den Hof hinunter.

Der Hausmeister kam herauf mit dem Diener der Klinik. Was suchte der da? — fragten sie einander einen Moment lang. Dann fragten sie nicht mehr, erstarrt warteten sie, bis der dunkelgrün livrierte Mann näher und näher kam, auf denselben Schneespuren, wo noch vor einigen Tagen Zisbi Bénob seine mächtigen Glieder in den für ein Kind bestimmt gewesenen Winterrock gepreßt des Weges hergeschoben — zum letztenmal.

Titus erwartete den Antömmeling an der Schwelle: „Nun, hat man ihn gefunden?“

„Ja,“ erwiderte der grün livrierte Mann, der für das anatomische Institut der Universität — Leichen zu kaufen pflegte . . .

# Aus Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pf.

## Aus der ungarischen Literatur:

- Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. 2899.  
Berczif, Arpád von, Bunte Geschichten aus Ungarn. 4093.  
—, Ehestandsgeschichten und andere Humoresken. Mit dem  
Bildnis des Verfassers. 3240.  
Bródy, Alexander, Schneewittchen. — Gisbi Bénob. Zwei  
Novellen. 3577.  
Csiky, Gregor, Alte Sünden. 2636/37.  
Eötvös, Joseph von, Der Dorfnotar. 931—935. Geb.  
M. 1.50.  
—, Die Müllerstochter. 2374.  
Gyalui, Nach den Flitterwochen. 3088.  
Gyulai, Paul, Der letzte Herr eines alten Edelhofes. 579.  
—, Ein alter Schauspieler. 250.  
Herczeg, Franz, Baron Rebus und andere Novellen. 3657.  
—, Die Operettenjägerin. 4505/6.  
—, Die erste Schwalbe und andere Erzählungen. 3875.  
—, Sumpflume. 3502.  
Jósika, Nikolaus, Abasi. 1134/35.  
Kármán, Josef, Fannys Nachlaß. 1378.  
Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramat.  
Dichtung. Mit Vorwort von Maurus Jótai. 2339/90. Geb. 80 Pf.  
Miskzách, Koloman, Gesammelte Erzählungen. 2 Bändchen.  
3463. 3464.  
—, Der wundertätige Regenschirm. 4002/3.  
—, Szelistye, das Dorf ohne Männer. 4413.  
—, Der Zauberlastan. 2790.  
Petöfi, Alexander, Gedichte. 1761/62. Geb. 80 Pf.  
—, Prosaische Schriften. 3455/56. Geb. 80 Pf.  
—, Der Strich des Henkers. 777.  
Rákosi, Viktor, Mein Dorf u. and. heit. Geschichten. 3115.  
—, Wie man sich einen Gatten leiht und andere heitere  
Geschichten. 4114.  
Davrincz, M., Rosmunda. Dramatische O. 1 A. Dichtung von  
Arpád Zigany, deutsch von L. Hartmann. Vollständiges Buch. 3270.

# Helios-Klassiker-Ausgaben.

L. = biegsamer Leinenband.

Gl. = biegsamer Ganzlederband mit Goldschnitt.

- Börnes gesammelte Schriften. 3 Bände. L. M. 5.—  
Byrons sämtliche Werke. 3 Bände. L. M. 5.—  
Chamisso's sämtl. Werke. 2 Bde. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—  
— poetische und erzählende Werke. 1 Band. L. M. 1.25.  
Eichendorff's ges. Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 6.—  
Gandys ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.  
Goethe's sämtl. Werke. 10 Bde. L. M. 15.—, Gl. M. 30.—  
— — 4 Hauptbände. L. M. 5.—, Gl. M. 12.— (Ergänzungs-  
Bände erscheinen nach und nach.)  
Grabbes sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.  
Grillparzer's sämtl. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—  
Hauffs sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 7.—  
Hebbels sämtl. Werke. 4 Bd. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—  
2 Ergänz.-Bd. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—  
Heines sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—  
Herders ausgewählte Werke. 3 Bände. L. M. 5.—  
Kleist's sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.  
Körners sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.40, Gl. M. 3.—  
Lenaus sämtliche Werke. 1 Band. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.  
Lessings Werke. 3 Bände. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—  
— poetische und dramatische Werke. 1 Band. L. M. 1.75.  
Longfellow's sämtliche poetische Werke. 2 Bde. L. M. 3.50.  
Ludwig's ausgewählte Werke. 1 Bd. L. M. 1.75, Gl. M. 3.50.  
Milton's poetische Werke. 1 Band. L. M. 2.—  
Molières sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.  
Mörkes sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—  
Neuters sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 6.—, Gl. M. 12.—  
— ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50, Gl. M. 7.—  
Rückert's ausgew. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—  
Schillers sämtl. Werke. 4 Hauptbde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—  
— — 4 Hptbde. u. 2 Ergänz.-Bde. L. M. 7.50, Gl. M. 18.—  
Shakespeares sämtliche dramatische Werke. 4 Bde. L. M. 5.—,  
Gl. M. 12.—  
Stifters ausgew. Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—  
Uhlands gesammelte Werke. 2 Bde. L. 2.50, Gl. M. 6.—

<b>Hauptmann</b> , Ein Teil von jener Kraft. Roman. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
<b>v. Heigel</b> , Glück-Glück. Roman. Brosch. M. 3.50. Geb.	4 50
<b>Herold</b> , Die Ofella. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Höffer</b> , Die Sünde der Väter. Roman. Brosch. 3.— Geb.	4.—
<b>Hope</b> , Die Abenteuer d. Grafen Antonio. Br. 3.— Geb.	4.—
<b>Jacobsen</b> , Mohr. Roman. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
— Wahn. Roman. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
<b>Jensen</b> , Eine Schuld. Roman. Brosch. M. 6.— Geb.	7.—
<b>Junghans</b> , Eine Versuchung. Roman. Br. M. 7.50. Geb.	9.—
<b>v. Klindowstroem</b> , Zum andern Ufer. Roman. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
<b>Krickeberg</b> , Frau Professor. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
— Der Schwester Vermächtnis. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Lindau</b> , Vorspiele auf dem Theater. Brosch. 3.50. Geb.	4.50
<b>Ohnet</b> , Pariser Lebewelt. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>v. Perfall</b> , Lebendige Wasser. Roman. Brosch. 3.— Geb.	4.—
<b>Peschkau</b> , Familie Skram. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
— Die Stadtraubas. Roman. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
<b>Poeck</b> , Nordkaper. Fabeler Reiseroman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Roda Roda</b> , Drei aus einem Nest. Roman. Br. 3.— Geb.	4.—
<b>Seeliger</b> , Zwischen den Wäldern. Ein heiterer Roman. Illustriert. Brosch. M. 3.— Geb. . . . .	4.—
<b>Theden</b> , Jugendgrüße. Geb. in Karton . . . . .	3.—
— Im Zauber der Dichtung. In Prachtband . . . . .	15.—
<b>v. Torn</b> , Stille Wasser. Illustr. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Torrund, J.</b> , Sonjas Rache. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Vacano, E. W.</b> , Das Herz der Gräfin u. a. Nov. Brosch.	1.—
— Die Senfzerbrücke und andre Novellen. Brosch.	1.—
<b>Vely, E.</b> , Die geborne Canthussen. Roman. Br. M. 3.— Gebunden . . . . .	4.—
<b>Villinger</b> , Ein Lebensbuch. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Westkirch, Luise</b> , Jenseits von Gut und Böse. Roman. Brosch. M. 4.— Geb. . . . .	5.—
— Auf der Menschheit Höhen. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
— Eine Studentenehe. Roman. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
— Unter dem Eise. Novellen. Brosch. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Wilda</b> , Konsul Godars Kinder. Roman. Br. M. 3.— Geb.	4.—
<b>Zobeltitz, Fedor v.</b> , Höhenluft. Ein tragikomischer Roman in 5 Wendungen. 2 Bde. Brosch. M. 4.— Geb. . . . .	5.—



# Reclams Universum

## Moderne illustrierte Wochenschrift

Reicher Inhalt und vornehme Ausstattung haben Reclams Universum zu der anerkannten Lieblingszeitschrift der gebildeten Gesellschaftskreise des In- und Auslandes gemacht! Reclams Universum bietet seinen Lesern neben spannenden Romanen und Novellen erster Autoren und interessanten illustrierten Artikeln aus allen Wissensgebieten eine aktuelle reich illustrierte Welttrundschau, ferner drei wertvolle Beilagen: „Für unsere Frauen“ — „Wissen und Leben“ — „Romanbibliothek“ und prachtvolle zum Teil mehrfarbige Kunstblätter.

## Vierteljahrspreis

ohne Zustellungsgebühr für 13 Hefte in Deutschland 4 Mk. In Österreich-Ungarn 5 Kr., in der Schweiz 5 Fr. 35 Cts., in Rußland 2 Rubel 40 Kop. Bei Kreuzbandsendung nach den übrigen Ländern einschl. Porto 8 Mk. Die auf feinstes Papier gedruckte Luxusausgabe kostet ohne Zustellungsgebühr vierteljährlich 6 Mk.

**Probehefte geg. Einsend. von 20 Pf. Porto direkt vom Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig**